

Zweites Buch.

Geschichte Brandenburgs vom Beginn der Regierung der Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten. (1415—1640.)

7. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erwirbt die Mark.

Die Hohenzollern und die Burggrafen von Nürnberg*). In dem schönen Schwabenlande, in den Gefilden zwischen der Donau und dem Neckar, liegt auf einem 800 Fuß hohen Felsen ein altes Bergschloß, die Stammburg der Grafen von Zollern oder Hohenzollern. Die Anfänge des Hauses Hohenzollern sind in das Dunkel der Sage gehüllt: bald wird berichtet, das Geschlecht stamme von den Welfen, bald von den alten Agilolfingern oder von den italienischen Colonnas, bald von einem Grafen Izenbart von Altdorf und Ravensburg, einem Zeitgenossen Karl's des Großen, dem seine Gemahlin zwölf Söhne zu gleicher Zeit geboren haben soll, darunter Thassilo, den angeblichen Stammvater der Grafen von Zollern. Die ersten beglaubigten Nachrichten über das Haus reichen jedoch nicht über das elfte Jahrhundert zurück, in dessen zweiter Hälfte wir einen Grafen Burchard von Zollern in Schwaben zwischen Tübingen und dem Bodensee finden. Schon damals scheinen die Zollern sich vor den meisten schwäbischen Geschlechtern durch reichen Grundbesitz ausgezeichnet zu haben, dessen Bedeutung und Einfluß durch stark befestigte Burgen noch erhöht war. Außerdem verwalteten sie das Grafenamt in vielfachen kaiserlichen Gebieten in Schwaben, woraus ihnen noch höhere Macht und Geltung erwuchs.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts traten die Grafen von Zollern in einen noch wichtigeren Wirkungskreis im Burggrafthum zu Nürnberg ein. Graf Friedrich III. von Zollern heirathete die Tochter des bisherigen Burggrafen zu Nürnberg, des Conrad II. Grafen von Ragze oder Raabs (einer Herrschaft in Oesterreich), und wurde nach dessen Tode nicht bloß der Erbe der reichen Familiengüter derselben, sondern auch sein Nachfolger im

*) Vgl. für die nächstfolgenden Abschnitte des Verfassers Schrift: Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg. Ein deutsches Fürstenbild. Berlin 1859.

Burggrafenamt: er hatte sich schon um Kaiser Friedrich Barbarossa, dann um Kaiser Heinrich VI. große Verdienste erworben, welche durch die Verleihung des Burggrafthums belohnt wurden. Er nannte sich als Burggraf von Nürnberg fortan Friedrich I. Seine Söhne Conrad und Friedrich theilten sich in den alten schwäbischen und den neuen fränkischen Besitz, indem dieser die Grafschaft Zollern, Conrad dagegen die Burggrafschaft übernahm. Dieser und seine Nachfolger legten seitdem den Titel als Grafen von Zollern ab, bis erst der große Kurfürst im Jahre 1685 denselben wieder annahm „in Consideration, wie er sagte, daß Wir aus dem uralten Hause der gefürsteten Grafen von Hohenzollern stammen.“*)

Das Burggrafthum zu Nürnberg war schon früh von hoher Bedeutung als Mittelpunkt eines großen Reichs kaiserlicher Güter: die fränkischen Kaiser hatten dort ihre großen Hausbesitzungen, und als die Hohenstaufen sodann das fränkische Herzogthum mit ihrem Besitz in Schwaben vereinigten, wurden die kaiserlichen Güter im Burggrafthum zu Nürnberg nicht minder eine der Hauptstützen der Reichsmacht. Es kam den Kaisern viel darauf an, daß diese Besitzungen von kräftiger Hand geleitet wurden und die Burggrafen zu Nürnberg erlangten deshalb von früh an eine große Geltung und Macht. Sie hatten für jenen ganzen großen Verwaltungsbereich die Gerichtsobrigkeit im Landgericht zu Nürnberg, welches zugleich das höchste Gericht für Sachsen und Schwaben, wie für Franken war, sie führten ferner den obersten Kriegsbefehl, sowie die Oberaufsicht über alle geringeren Vögte, Amtleute u. s. w. Da nun das ganze Ansehen der Burggrafen in diesem ihrem kaiserlichen Amte wurzelte, so waren sie von jeher auf die Förderung der kaiserlichen Macht, auf die Hebung der Reichsgewalt hingewiesen: sie betrachteten sich stets als des Kaisers und des Reiches Diener, und während die meisten Fürstenhäuser ihre Pflichten gegen das Reich immer mehr vergaßen und ihr Streben darein setzten, des Kaisers Macht zu schwächen, um ihr eigenes Ansehen zu erhöhen, waren die Burggrafen zu Nürnberg jeder Zeit gut kaiserlich gesinnt und auf die Erhaltung des Reichs bedacht. So ist die Sorge für die Wohlfahrt des deutschen Reiches eine alte Ueberlieferung im hohenzollernschen Hause, auf die Treue gegen das deutsche Reich gründeten sich seine glorreichen Geschicke.

Die Kaiser aus allen Häusern erwiesen sich denn auch den thatkräftigen Burggrafen stets dankbar und belohnten sie für ihre Dienste durch zahlreiche Verleihungen von Burgen, Städten, Wäldern und Gerechtigkeiten jeder Art. Gleichzeitig mehrten die Hohenzollern ihr Eigenthum unaufhörlich durch friedliche Erwerbungen, durch Familienverbindungen, Erbschaft oder Kauf. Eine thätige und weise Verwaltung und die kluge Benutzung dessen, was sie besaßen, vereint mit Sparsamkeit, gaben ihnen die Mittel zu immer neuem Erwerb: während die Grafen und Herren ringsum, die Hohenlohe, Dettingen, Leuchtenberg und andere oft in Verlegenheit geriethen, waren die haushälterischen Burggrafen stets zu Vorschüssen gegen gutes Pfand bereit, und dann wurden die ihnen einmal verpfändeten Güter oft nicht wieder eingelöst, son-

*) Das Wappen (ein schwarzer roth gekrönter Löwe im goldenen Feld) und das Schild (in Silber und Schwarz grundirt) blieb den fränkischen Burggrafen mit den schwäbischen Zollern gemein.

bern blieben in ihren Händen. Eine Hauptquelle für die Vermehrung ihrer Einkünfte wurden ferner die Berg- und Erzwerke im Fichtelgebirge, aus denen nicht bloß Eisen, sondern auch edle Metalle, Gold und Silber, zu Tage gefördert wurden und die unter dem Walten weiser Bergordnungen reichlichen Ertrag brachten.

Die größte Erweiterung des Besitzes der Burggrafen trat durch die Meranische Erbschaft ein. Burggraf Friedrich III. hatte die Tochter des Herzogs von Meran (so genannt von der Berggegend Meran am adriatischen Meer, nicht von Meran in Tyrol) geheirathet und erbt dadurch zunächst das Land Baireuth; ein anderer Theil der Erbschaft, nämlich die Herrschaft Plassenburg, Culmbach u. s. w., fiel zunächst an die Grafen von Orlamünde, nach deren baldigem Aussterben aber gleichfalls an die Burggrafen.

Die erheblichen Dienste, welche die Burggrafen zu Nürnberg fort und fort den Kaisern leisteten und besonders die vertrauensvollen Beziehungen Burggraf Friedrich's V. zum Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg hatten eine neue Erhöhung des burggräflichen Hauses zur Folge: Karl IV. erkannte sowohl in der berühmten goldenen Bulle vom Jahre 1356, wie durch eine besondere Urkunde die reichsfürstliche Würde der Burggrafen ausdrücklich an, und sie wurden hierdurch auch gesetzlich den großen Fürstentfamilien gleichgestellt, nachdem sie dieselben an Ansehen, Einfluß und besonders an Reichthum theilweise längst überflügelt hatten. Fortan trug das erhöhte Ansehen ebenso, wie die weitere umsichtige Benutzung ihrer reichen Hülfquellen zu immer weiterem Wachstum des Hauses bei. Es gab in jenen Zeiten kaum noch ein anderes Fürstenhaus, welches den Burggrafen in der Feststellung und Ausübung trefflicher Verwaltungsgrundsätze an die Seite zu stellen wäre: schon dort im Burggrafthum legten die Hohenzollern den Grund zu dem Ruhm, den später ihre Herrschaft in Brandenburg so glänzend erhöhte, zu dem Ruhm strenger Ordnung und Wirthschaftlichkeit, vorsorglicher Sparsamkeit, ergiebiger und doch schonungsvoller Heranziehung aller Kräfte, allmäligen, bedächtigen und sicheren Fortschreitens in allen Dingen.

Das Burggrafthum zu Nürnberg umfaßte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das ganze Gebiet der späteren Fürstenthümer Anspach und Baireuth: man hatte sich nach und nach gewöhnt, dasselbe in zwei Theile zu scheiden, nämlich das Land auf dem Gebirge, bestehend aus dem Gebiet von Baireuth und Culmbach (mit den Städten und Schlössern Baireuth, Hoff, Plassenburg, Culmbach, Erlangen), und das Land unter dem Gebirge oder das Land zu Franken (mit Onolzbach oder Anspach, Kadolzburg, Schwabach, Ritzingen).

Burggraf Friedrich V. übergab im Jahre 1397 die Regierung seinen beiden Söhnen Friedrich VI. und Johann III.: dieser erhielt das Oberland Baireuth, Friedrich das Unterland Anspach, — die Burg zu Nürnberg hatten sie gemeinsam.

Friedrich von Nürnberg und Kaiser Sigismund. Burggraf Friedrich VI., dem es vorbehalten war, sein Haus auf eine noch glorreichere Bahn einzuführen, galt als einer der schönsten Fürsten seiner Zeit, er hatte eine wahrhaft fürstliche Persönlichkeit durch Majestät der Erscheinung, wie nicht minder durch gewinnendes, anziehendes Wesen. Die edlen Züge seines Ant-

lites, die Offenheit seines klaren und zugleich durchdringenden Blickes, die hohe gebogene Stirn bekundeten die Vorzüge seines Geistes und Charakters. Seine männliche Schönheit war gepaart mit hohem Muth und ritterlicher Tüchtigkeit, keiner seiner Zeitgenossen übertraf ihn an Tapferkeit, kriegerischer Uebung und Ausdauer. Den körperlichen Vorzügen entsprachen Friedrich's geistige Gaben: er hatte einen klaren Verstand, ein scharfes, rasch zutreffendes Urtheil und praktische Einsicht, ein Gedächtniß von seltener Treue und große Leichtigkeit im Gebrauch treffender Rede. Früh hatte er sich Fertigkeit in alten und neuen Sprachen angeeignet und sich in der lateinischen, französischen und italienischen Literatur heimisch gemacht. Ueberall machte sich seine geistige Ueberlegenheit und glänzende Bildung in rühmlichster Weise geltend. Seine geistige Hoheit und Würde aber war gepaart mit freundlichem Wohlwollen und herzugewinnender Leutseligkeit. Die reiche Fülle dieser Begabung wurzelte endlich in ächter christlicher Frömmigkeit: er war streng in der Erfüllung der religiösen Pflichten und die Kraft christlichen Glaubenslebens bewährte sich an ihm in Demuth, Sittenreinheit und gläubiger Zuversicht.

Schon früh hatte Friedrich's Begabung und Tüchtigkeit Aufsehen erregt: als sechszehnjähriger Jüngling hatte er in einem Streit seines Vaters mit der Stadt Nürnberg bei der Belagerung von Windsheim Proben großer Tapferkeit abgelegt, später war er mit dem älteren Bruder Johann in dem Heer, das König Sigismund von Ungarn gegen die Türken führte, mitgezogen und hatte in der Schlacht bei Nicopolis (1396) einen Theil der deutschen Ritter ruhmreich angeführt. Kaum hatte er dann nach seiner Rückkehr die Regierung angetreten, so berief ihn das Vertrauen der deutschen Fürsten zur Reichshauptmannschaft Behufs Herstellung des Landfriedens im deutschen Reich (1398). An der Spitze eines Heeres zog er gegen die Raubburgen aus, von denen gewalthätige Ritter ihr Wesen getrieben hatten, und züchtigte sie so nachdrücklich, wie es lange nicht vorgekommen war, — ein Vorpiel dessen, was er später gegen die Quitow's in Brandenburg ausführen sollte. Auch die innere Verwaltung des Burggrafthums nahm der junge Fürst sofort mit großem Eifer und Erfolg in die Hand: in weiser Benutzung aller Hülfquellen seiner schönen Länder strebte er seinen Vorfahren nach und erhöhte, wie diese, nicht bloß den Wohlstand des Landes, sondern auch die Einnahmen der burggräflichen Rassen.

Die wichtigste Seite von Friedrich's Thätigkeit war seine tief eingreifende Theilnahme an den Angelegenheiten des deutschen Reichs, bei welcher er die alte Richtung seines Hauses, das Streben für Deutschlands innere Einigung und für des Reiches Geltung und Macht nach außen, festhielt. Seine deutsche Politik ist für alle seine Nachfolger ein theures Vermächtniß und Vorbild geblieben, und wie durch einen Fingerzeig der Geschichte ist dem preussischen Haus und Volk gleich am Beginn ihrer Laufbahn ihre hohe Aufgabe für Deutschland durch den Ahnherrn des hohenzollernschen Hauses klar vorzeichnet.

Die erste wichtigere Reichsangelegenheit, an welcher Burggraf Friedrich Theil nahm, war die Absetzung des Kaisers Wenzel, dessen Ohnmacht und frevelhafte Vernachlässigung die Ehre und Würde des Reichs tief herabgezogen hatte, und die Wahl Ruprecht's von der Pfalz zum deutschen

König (1400). Zu diesem hielt Friedrich fortan mit unverbrüchlicher Treue und begleitete ihn auch auf dem Zuge, den Ruprecht zur Wiederaufrichtung des tief gesunkenen deutschen Ansehens in Oberitalien unternahm, der aber freilich durch die Rauheit und den Verrath einzelner deutscher Fürsten ein unglückliches Ende erreichte. Nach Ruprecht's Tod war es vornehmlich Burggraf Friedrich's Einfluß vorbehalten, die Wahl König Sigismund's von Ungarn zum deutschen Kaiser zu bewirken. Schon ein Jahr zuvor war er einer Aufforderung dieses Fürsten gefolgt und hatte dessen Vertrauen durch Rath und That in hohem Grade gewonnen und zugleich im Kampfe gegen die Nachbarvölker im Osten von Ungarn seinen Waffenruhm glänzend erneuert. Als nun Ruprecht starb, richtete er mit anderen Fürsten, welche Deutschland aus dem damaligen tiefen Verfall retten wollten, seinen Blick auf Sigismund, dessen bevorzugte Persönlichkeit und Machtstellung allein geeignet schien, der Reichsgewalt neues Ansehen zu geben. Sigismund selbst wünschte dringend die deutsche Krone und legte voll Vertrauen die Sorge für seine Wahl in des Burggrafen Hand. Die Aufgabe war durchaus keine leichte; denn unter den Kurfürsten waren die mächtigen Erzbischöfe von Mainz und Köln Sigismund lebhaft entgegen, König Wenzel von Böhmen hielt sich selbst noch immer für den rechtmäßigen Kaiser und Herzog Rudolph von Sachsen stimmte ihm darin bei, der erbärmliche Herzog Jobst von Mähren endlich wollte seinerseits Kaiser werden. Nur der Pfalzgraf Ludwig und der Erzbischof von Trier waren für Sigismund, jener jedoch wegen seiner großen Jugend, dieser wegen hohen Alters ohne rechten Einfluß. Friedrich von Nürnberg aber führte durch seine Thatkraft und Umsicht das Unternehmen glücklich durch. Er zog mit Glanz als Sigismund's Gesandter in Frankfurt ein und beanspruchte, zugleich auch als dessen Stellvertreter für die Kurstimme Brandenburg an der Wahl selbst Theil zu nehmen, während Jobst von Mähren als Pfandherr der Mark diese Stimme gleichfalls in Anspruch nahm. Die Gegner Sigismund's suchten die Wahl in die Länge zu ziehen, Friedrich aber drang darauf, daß sie am vorher bestimmten Tage, am 20. September, stattfand. Vergeblich suchte der Erzbischof von Mainz die feierliche Handlung an diesem Tage zu hindern, indem er ein Interdict ansagte, wegen dessen auch die Bartholomäuskirche, in der die Wahl geschehen sollte, verschlossen blieb. Friedrich trat mit den Kurfürsten von Pfalz und Trier zur bestimmten Stunde außerhalb der Kirche hinter dem Frohnaltar zusammen und vollzog mit ihnen unter freiem Himmel, aber mit allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten die Kaiserwahl, die unter solchen Umständen natürlich auf Sigismund fiel. Friedrich verkündete sofort laut seiner Vollmacht, daß er sich des heiligen Reiches an Statt und im Namen des Königs annehme; die Gegner aber stellten die Wahl als eine ungültige dar und traten kurz darauf zu einer neuen Kaiserwahl zusammen, in welcher der unwürdige Jobst von Mähren zum römischen König erkoren wurde. Glücklicher Weise starb er wenige Monate darauf (1411), und nun gelang es Friedrich's Anstrengungen, Wenzel von Böhmen und die übrigen Fürsten dahin zu bestimmen, daß sie in einer erneuerten Kaiserwahl am 8. Juni 1411 sich einstimmig für Sigismund erklärten.

So war es vorzüglich das Verdienst des Burggrafen von Nürnberg, daß Sigismund die Kaiserkrone erlangte; dieser zögerte auch nicht, ihm seine

Dankbarkeit zu erweisen. Der Tod des Herzogs Jobst von Mähren gab ihm dazu die beste Gelegenheit: die Mark Brandenburg war dadurch an Sigismund zurückgefallen, unverzüglich faßte er den Entschluß, dieselbe dem Burggrafen zum Lohn für seine treuen Dienste und als ein weiteres Feld für seine erprobte fürstliche Thätigkeit zu übertragen.

Friedrichs Berufung als Landeshauptmann der Mark. Im Mai 1411 erschienen Abgesandte der Stände von Brandenburg an Sigismund's Hoflager in Ungarn, um ihm zu huldigen, an ihrer Spitze der Erbmarschall der Mark Brandenburg, Caspar Edler Gans zu Putlitz. „Sie klagten dem König,“ wie eine alte Chronik erzählt, „der Lande Mißstand und Nothdurft und namentlich klagten sie die von Qutzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schloßern überall, von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen umher große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigelegt und niedergehalten werden möge. Der König antwortete, selbst könne er nicht kommen, da er, zum römischen König erwählt, arbeiten wolle, das Reich zu handhaben; aber er wolle ihnen den Burggrafen Friedrich senden, daß die Rätthe gar sehr erfreut wurden, und war ihnen eine gute Zuversicht.“ Die Abgeordneten sagten dem König feierlich zu, daß sie den Burggrafen Friedrich als obersten Hauptmann und Verweser der Mark aufnehmen und ihm Gehorsam und Beistand leisten würden.

Durch eine zu Ofen in Ungarn am 8. Juli 1411 vollzogene Urkunde wurde denn Friedrich Burggraf zu Nürnberg zum „vollmächtigen Verweser und obristen Hauptmann“ der Mark Brandenburg bestellt. Es heißt darin: „Da uns die göttliche Vorsehung außer den Mühen und Sorgen der Regierung unserer Lande auch noch die Sorge und Verwaltung des heiligen römischen Reichs übertragen, so thut es wohl noth, daß wir uns Gehülfen erwählen und unsere und des Reiches Fürsten berufen, damit sie den Landen vorstehen, denen wir selbst nicht vorstehen können.“ „Insbesondere,“ heißt es dann, „liege ihm die Wohlfahrt der Mark Brandenburg am Herzen, seines väterlichen Erbes, dessen Herrschaft ihm zuerst zugefallen, und es habe ihm deshalb nothwendig geschienen, diesem Lande einen Verweser zu geben, der an seiner Statt dasselbe klüglich zu beherrschen und zu beschützen wisse, weil nur auf solche Weise zu hoffen sei, daß der Zustand der Mark und ihrer Bewohner verbessert werden könne. Deshalb, nach reiflicher Ueberlegung und in Betracht der unbefleckten und beständigen Liebe und Treue, und der verschiedenen und bewährten Verdienste, welche der hochgeborne Fürst, Burggraf Friedrich von Nürnberg, sein geliebter Vetter, Fürst und Rath ihm vielfältig treu und eifrig erwiesen, und noch erweise, und in der Hoffnung, daß seine Klugheit und Rechtschaffenheit sich am meisten dazu eigne, um mit Gottes Hülfe die Mark aus ihrer jammervollen Lage zu erretten und sie zu ihrem früheren Wohlstande zurückzuführen — übergebe und überlasse er demselben, mit Beirath seiner Edlen und Getreuen die gedachte Mark Brandenburg und verordne ihn zu einem obersten Hauptmann, Verweser und Statthalter des gesammten Landes, in der Art, daß ihm und seinen Erben alle und jede Einkünfte, Gerechtfame und Befugnisse eines

wirklichen Landesherren vollkommen zustehen sollten; — nur allein die auf dem Lande haftende Würde eines Kurfürsten und Erzkämmerers behalte er sich und seinen Erben vor. Ueberdies verschreibe er dem genannten Fürsten hiermit feierlich die Summe von einhunderttausend ungarischen Goldgulden, theils um ihn für die Kosten schadlos zu halten, die auf die Verbesserung des Zustandes der Mark zu verwenden seien, theils aus Erkenntlichkeit für seine getreuen Dienste, so wie als Aufmunterung zu fernerer Ergebenheit und Dienstwilligkeit, und weise dieselben auf die Burgen, Städte und Dörfer des Landes an, doch mit dem Vorbehalt, daß sowohl er, als seine Erben die Mark Brandenburg durch Erlegung der genannten Summe wieder einzulösen und an sich zu bringen befugt sein sollten. Endlich fordere er alle Vasallen, Bürger und Unterthanen der Mark ernstlich und bei Androhung seines schwersten Unwillens auf, dem erlauchten Fürsten Friedrich und seinen Erben hold, treu und gewärtig zu sein und ihnen den Eid der Treue unweigerlich zu leisten.“

Aus der erwähnten Verschreibung der hunderttausend Gulden ist die bis vor wenigen Jahren allgemein verbreitete Meinung entstanden, daß die Verleihung der Mark Brandenburg eigentlich eine bloße Verpfändung für geliehene Geldsummen gewesen sei. Friedrich habe, so wurde allgemein die Sache dargestellt, dem König Sigismund Darlehen bis zum Betrage von hunderttausend Gulden gewährt, wofür ihm die Mark verpfändet worden sei; später habe er weitere Vorschüsse bis zum Betrage von vierhunderttausend Gulden gemacht und habe dafür den erblichen Besitz der Markgrafschaft mit allen Ehren, Würden und Rechten erhalten. In neuester Zeit hat jedoch eine genauere Erforschung aller Urkunden ergeben, daß nirgends von einer Verpfändung für angebliche Darlehen die Rede ist, daß vielmehr die Uebertragung der Hauptmannschaft lediglich aus Sigismund's freiem Entschlusse theils aus Fürsorge für das Land, theils aus dankbarer Anerkennung von Friedrich's vielfachen Verdiensten erfolgt sei, daß dagegen die Verschreibung der hunderttausend Gulden nur als Sicherung für den Burggrafen aufzufassen sei, daß ihm die Hauptmannschaft nicht ohne entsprechende Entschädigung für die auf die Mark zu verwendenden Ausgaben wieder entzogen werden sollte.

Die Ausdehnung der Mark, als sie Friedrich übertragen wurde, umfaßte folgende Gebiete:

1) die Altmark; 2) die Mittelmark mit den Länden Lebus, Barnim, Zauche, Teltow, Havelland, Glyn und der Grafschaft Rindow oder Ruppin (die Lande Beeskow, Storkow, Zossen und Teupitz gehörten noch zur Lausitz); 3) die Priegnitz; 4) das Land Sternberg, der südlich von der Warthe gelegene kleinere Theil der Neumark (deren größerer Theil dem deutschen Orden übergeben war), mit dem Johannitermeisterthum Sonnenburg; 5) ein Theil der Uckermark, welche sich größtentheils in den Händen der Pommern befand.

Dies waren die Länder, welche den ersten Kern- und Ausgangspunkt der hohenzollernschen Monarchie in Norddeutschland bilden sollten.

Die Besitzergreifung und die Unterwerfung der Quizow'schen Partei. Burggraf Friedrich erließ am 20. Juli 1411 eine Urkunde, in

welcher er den Ständen und Bewohnern der Mark alle ihre Rechte und Freiheiten feierlich bestätigte und zugleich gelobte, daß er Recht und gutes Wesen im Lande herstellen und handhaben wolle. Zu seinem und des Landes großem Nachtheil aber wurde er durch dringende Geschäfte für Sigismund noch ein volles Jahr zurückgehalten, bevor er die Regierung der Mark selbst in die Hand nehmen konnte. Dadurch wurde seine Aufgabe in dem ihm anvertrauten Lande sehr erschwert; denn es entstand der Glaube, es handele sich bei seiner Hauptmannschaft wiederum, wie unter Jobst, um eine Landesregierung, die sich um das vielgeprüfte Brandenburg nur so nebenher aus der Ferne kümmern sollte. Dies schlug die Hoffnungen der Bevölkerung auf ein kräftiges Landesregiment nieder und erhöhte dagegen auf's Neue den Muth und die Zuversicht der gewalthätigen und herrschsüchtigen Quitzow'schen Partei, ja der größte Theil des Adels zeigte sich dem neuen Landeshauptmann feindselig.

Friedrich hatte den Ritter Wend von Klenburg beauftragt, einstweilen in seinem Namen die Regierung in der Mark zu führen; aber die Stände versagten ihm den Gehorsam und er begab sich bald an Sigismund's Hof zurück. Vergeblich mahnte der König die Ritter und Städte an ihre feierliche Zusage, Friedrich statt seiner aufzunehmen: immer offener wurde der Widerspruch gegen des Burggrafen Hauptmannschaft.

Im Juni 1412 brach Burggraf Friedrich endlich mit einer erlesenen Schaar aus Franken auf, am 21. Juni zog er in Brandenburg, der alten Hauptstadt der Mark, ein und berief dorthin auf den 10. Juli eine Versammlung der Stände, um ihre Huldigung entgegenzunehmen. Aber nur die Ritter der Lande Teltow, Lebus und Sternberg, die Städte der Mittelmark, sowie die Bischöfe von Brandenburg und Lebus leisteten die Huldigung, wogegen Caspar Gans zu Putlitz, ungeachtet des dem König Sigismund gegebenen Versprechens, jetzt Namens der Stände der Altmark und Priegnitz erklärte, sie wollten erst Friedrich's Rechte näher prüfen. Putlitz berief darauf eine besondere Versammlung, in welcher eine nochmalige heimliche Botschaft an Sigismund beschloffen wurde, um ihn zu einem andern Entschluß zu bewegen. Das Geschlecht der Edlen Herren zu Putlitz hing in alter Zeit mit regierenden fürstlichen Häusern zusammen, und es mochte natürlich dem Caspar zu Putlitz, der von ritterlichem Stolz erfüllt war und bis dahin die Landeshauptmannschaft der Priegnitz selbstständig geführt hatte, sehr schwer angehen, sich dem Burggrafen unterzuordnen. Die Quitzow's und ihre Genossen aber schlossen sich dem Caspar Gans bereitwillig an, weil sie Friedrich die markgräflichen Schlösser, die ihnen verpfändet waren und von denen sie ihr Raubwesen trieben, herausgeben sollten. Sie sagten: Caspar Gans sei ihnen Markgraf genug, vereinigten sich durch einen feierlichen Eidschwur, die Herausgabe der Schlösser zu verweigern und spotteten des Burggrafen, den sie den „Tand von Nürnberg“ nannten. In einer Versammlung fiel die trotzigste Aeußerung: „Sollte es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnen, so wollten sie die Schlösser doch behalten.“

König Sigismund wies die Vorstellungen der Stände ernst und nachdrücklich zurück und mahnte sie wiederholt an die Heiligkeit des ihm geschworenen Eides; gleichzeitig trug er dem Burggrafen wiederholt auf, die verpfändeten Schlösser einzulösen und den gemeinen Landfrieden in der Mark

kräftig herzustellen. Weiteren Ungehorsam der Stände drohte er ernst zu bestrafen.

Dennoch waren die Häupter der widerstrebenden Adelspartei noch keineswegs zum Nachgeben geneigt: sie setzten ihre Hoffnungen auf die Nachbarfürsten der Mark, namentlich auf die Herzöge von Pommern, welche auf Friedrich's Erhebung eifersüchtig und nicht gewillt waren, die ihnen verpfändeten Theile der Uckermark herauszugeben. Um das Aufkommen des Burggrafen zu verhindern, beschloßen dieselben, einen raschen Schlag gegen ihn zu führen und fielen plötzlich in die Mark ein, wo sie bis Kremmen vordrangen. Dorthin war Friedrich ihnen entgegengeeilt und am sogenannten *Kremmer Damm* kam es am 24. October 1412 zum blutigen Treffen, in welchem der Graf von Hohenlohe und zwei andere fränkische Ritter aus Friedrich's Gefolge den Tod fanden. Die Pommern scheinen die Oberhand behalten zu haben, doch fanden sie sich zur Fortsetzung des Kampfes nicht ermutigt.

Friedrich aber rüstete sich jetzt mit aller Kraft, den Widerstand seiner Gegner auch in der Mark zu brechen. Sein erstes Zögern, ehe er die Widerstrebenden mit Gewalt unterwarf, mag befremdlich erscheinen. Doch hatte er seine guten Gründe dafür: einmal lag ihm daran, sein neues Land wenn irgend möglich auf friedlichem, mildem Wege zu gewinnen, sodann wollte er, ehe es zu Schritten der Gewalt kam, auch des Erfolges seiner Sache gewiß sein, um nicht durch einen etwaigen Mißerfolg sein obrigkeitliches Ansehen von vornherein schwächen zu lassen. Die Schaar, die er aus Franken herbeigeführt hatte, erreichte aber nicht die Kräfte, die ihm die märkische Ritterschaft entgegensetzen konnte, welche sich überdies noch im Besitze der bedeutendsten festen Burgen befand. Auch kam es ihm darauf an, sich zuerst mit den Nachbarfürsten in ein gutes Vernehmen zu setzen, damit diese nicht etwa den widerstrebenden Vasallen beiständen. Er verständigte sich zuerst mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Herzögen von Lüneburg und dem Grafen von Anhalt, dann trat er in Verhandlungen mit den Herzögen von Mecklenburg, deren Eifersucht die Vereinigung zuerst sehr erschwerte, die sich aber doch nach einiger Zeit zu einem Bündnisse bereit finden ließen. Nun erst konnte sich Friedrich mit Zuversicht gegen die Widerspenstigen im Innern der Mark wenden. Aus Franken waren ihm inzwischen neue Schaaren zugeführt worden, nach einer alten Ueberlieferung durch seine Gemahlin Elisabeth, welche im Januar 1413 zuerst in der Mark erschien und von ihrem Gemahl im Kloster Lehnin empfangen wurde.

Bevor es zum entscheidenden Kampfe kam, wurde durch einen glücklichen Zufall die Adelspartei ihres angesehensten Hauptes beraubt, indem Caspar Gans zu Putlitz in einer Fehde mit dem Bischof von Brandenburg von dessen Stifthsauptmann Hans von Neborn gefangen genommen wurde. Es war dies ein harter Schlag für die Quitow's und ihre Genossen. Friedrich aber trat nun mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzog Rudolph von Sachsen zusammen, um mit ihnen gemeinsam die Unterwerfung der trotzigten Ritter, namentlich die Eroberung der Besten Rathenow, Golzow, Friesack, Beuthen und Plaue in's Werk zu setzen. Zugleich rief er die Getreuen in der Mark zu seiner Unterstützung auf: sein mildes, besonnenes und festes Wesen hatte ihm bereits vielfache Freunde erworben, die ihm gern behülflich

waren, dem übermüthigen Treiben der Quitzow's ein Ende zu machen. Die Kunde von Friedrich's endlichem Entschluß zu kräftigem Einschreiten war sofort von großer Wirkung: die Bürger von Rathenow ließen sich bei Zeiten warnen und schickten eine Botschaft an den Burggrafen, um sich ihm zu unterwerfen. Auch Dietrich von Quitzow erbot sich zu Unterhandlungen, doch ließ sich Friedrich darauf nicht mehr ein, nur völlige Unterwerfung konnte noch angenommen werden.

Unter den verbündeten Fürsten war beschlossen, daß der Angriff auf alle Burgen gleichzeitig erfolgen sollte. Am 6. Februar 1414 zogen die wohl gerüsteten Schaaren von allen Seiten heran und inder folgenden Nacht ging überall die Einschließung der Burgen vor sich. Schloß Plauē, von Hans von Quitzow vertheidigt, griff der Erzbischof Günther von Magdeburg mit seinem Bruder Grafen Heinrich von Schwarzburg an, — Golzow, wo Wichard von Rochow befehligte, ward von Herzog Rudolph von Sachsen belagert, — Friesack, dessen Vertheidigung Dietrich von Quitzow führte, hatte sich der Burggraf selbst ausersehen, — Schloß Beuthen endlich war dem lausitzischen Ritter Hans von Torgow und den Truppen märkischer Städte und Stifter überlassen. Bei der Bezwingung der Burgen soll eine gewaltige Donnerbüchse, welche dem Burggrafen von dem Landgrafen von Thüringen geliehen war, sehr große Dienste geleistet haben, indem ihrer erschütternden Wirkung auch die stärksten Mauern nicht widerstehen konnten. Die Vorspannbauern, welche die größte Mühe hatten, das schwerfällige Geschütz von der Stelle zu bringen, nannten dasselbe „die faule Grete“, und dieser Name ist seitdem in der Mark gewissermaßen als ein Simbild der wiederaufgerichteten landesherrlichen Autorität im Munde des Volks geblieben.

Zuerst pflanzte Friedrich „die faule Grete“ vor Friesack auf, welches wegen seiner Lage und seiner starken Mauern als eine besonders wehrhafte Beste galt; dennoch vermochte sich Dietrich von Quitzow gegen den gewaltigen Angriff nicht zwei Tage darin zu halten, Friedrich nahm sie, wie ein altes Lied sagt, „mit Hast“, nur vermochte er nicht zu hindern, daß Dietrich selbst entkam. Schon Tags darauf nahm Rudolph von Sachsen auch die Burg Golzow in Besitz, seit Jahrhunderten Hauptsitz der angesehenen Familie von Rochow. Wichard von Rochow widerstand dem Andringen der tapferen Sachsenchaaren mit muthiger Ausdauer bis zum dritten Tage, dann mußte er die Burg übergeben und nach der Sitte jener Zeit mit den Seinigen in Bußkleidern und mit dem Strick um den Hals vor dem Sieger erscheinen, zum Zeichen, daß sie das Leben verwirkt hatten. Es wurde ihnen freier Abzug gestattet.

Inzwischen war der Burggraf vor Plauē gezogen, um mit dem Erzbischof vereint diese stärkste der Besten zu bezwingen: dieselbe war durch ihre Lage an der Havel und dem Plauer See wohl geschützt und von einer gewaltigen Ringmauer umgeben. Sie widerstand denn auch den ersten Angriffen leichter, als die übrigen Burgen; nachdem aber der Burggraf seine Kräfte mit denen der Magdeburger vereinigt hatte, fiel auch Plauē der Gewalt der mächtigen Donnerbüchsen. Als Hans von Quitzow erkennen mußte, daß alle Tapferkeit ihn nicht mehr halten konnte, faßte er den Entschluß, die Burg in aller Stille zu verlassen. Unbemerkt entkam er bis an die Havel

und verbarg sich in deren Rohr. Sein Roß wurde ihm dahin nachgebracht. Als er aber aus dem Rohr hervorkam und dem Roß in die Zügel greifen wollte, scheute dasselbe auf und lief davon. Das sah ein Bauer aus dem feindlichen Belagerungsheer, lief eilig zur Stelle und erkannte den Quizow. Sofort eilte er in's Lager, Anzeige davon zu machen, und alsbald wurden die Flüchtigen verfolgt. Durch die Brüche der Havel mannichfach gehindert, konnten sie nicht entkommen. Hans von Quizow wurde festgenommen und nach Kalbe in strengen Gewahrsam gebracht. Schloß Plaue aber ergab sich am folgenden Tage (26. Februar), und die reiche Beute, welche die Quizow's von ihren Raubzügen vornehmlich in dieser Burg aufgehäuft hatten, theilten die Belagerer. Nach dem Falle dieser festesten der Burgen konnte sich auch Schloß Beuthen nicht länger halten, sondern ergab sich gegen freien Abzug der Mannschaft.

So war denn der nächste Zweck des Burggrafen und seiner Verbündeten erreicht, die Quizow's und ihre Genossen in der Mittelmark vollständig gedemüthigt. Um aber nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, brach Friedrich sofort nach der Altmark auf, um nunmehr auch die dortige Ritterschaft zur Huldigung zu bringen. Nach den Erfolgen, deren Kunde ihm vorausging, konnte von thätlichem Widerstand nicht mehr die Rede sein: die Mitglieder der ersten altmärkischen Familien erschienen jetzt dienstwillig in Friedrich's Gefolge und gaben dem gefürchteten Herrn, als er von der Altmark weiter nach der Priegnitz zog, das Ehrengelcit. Ebenso ging es jetzt in der Priegnitz, wo ihm die Ritterschaft gleichfalls willig huldigte.

Ueberall war der Widerstand gebeugt und somit einem allgemeinen Landfrieden eine neue Stätte bereitet. Friedrich säumte nicht, nunmehr die Mitwirkung aller Stände für einen solchen ehrlichen Frieden in Anspruch zu nehmen: er berief die Bischöfe, Herren, Ritter und Städte der Mark, sowie die Grafen von Lindow und Ruppin nach Tangermünde, um „mit Rath, Bollwort und Wissen Aller und Jeglicher“ ein Gesetz für die Landesicherheit zu verkünden und gleichzeitig über die Besiegten Gericht zu halten. Durch Urtheil der Landstände wurden die Quizow's aller Lehen- und Pfandgüter verlustig erklärt, alle ihre Habe fiel als rechtlich erledigt dem Burggrafen zu. Dann wurde unter Zustimmung der Stände der Landfriede zu Tangermünde verkündet, welcher für die Mark seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine vollständige Aufrichtung des schwer gebeugten Rechts und öffentlichen Friedens in Aussicht stellte. Jetzt konnte der Bauer wieder seine Hütte bauen, der städtische Handel wieder die sichern Straßen beleben, der tief zerrüttete Landbau fand den Muth, sich zu erneuen. „So guten Frieden hatte der Burggraf dem Lande verschafft,“ sagt eine alte Chronik, „wie dasselbe seit Karl's IV. Zeiten nicht mehr genossen hatte, daher man es als eine besondere Schickung der Gnade des Allmächtigen pries.“

Nicht bloß in der Mark wurde Friedrich's Werk gerühmt, weit umher in den angrenzenden Ländern machte sein ebenso kräftiges, wie besonnenes und umsichtiges Auftreten das größte Aufsehen. Der Ruf der gefürchteten Quizow's war so weit verbreitet, daß ihr jäher Fall Ueberraschung und Staunen hervorrief und in den Gedendbüchern jener Zeit, wie in den Liedern fahrender Sängers als ein hochwichtiges Ereigniß gefeiert wurde.

Leider war es Friedrich nicht vergönnt, dem so glücklich begonnenen Werke der Wiederherstellung der Marken in dauernder Weise seine fürstliche Fürsorge zu widmen: der Kaiser Sigismund und das deutsche Reich bedurften seiner von Neuem. Schon im Sommer 1414 wurde seine Anwesenheit bei Sigismund dringend erforderlich, und er mußte die Statthalterschaft der Mark zunächst seiner Gemahlin Elisabeth unter dem Beistande des Propstes von Berlin, Johann von Walbow, eines Mannes von großer Einsicht und Energie, späteren Bischofs von Brandenburg, überlassen.

Friedrich's Erhebung zum Kurfürsten von Brandenburg (1415). Kaiser Sigismund hatte es durchgesetzt, daß zur endlichen Beilegung der damaligen großen Verwirrung in der Kirche eine allgemeine Kirchenversammlung in Kostnitz am Bodensee abgehalten werden sollte. Gegen Ende des Jahres 1414 begab er sich mit großem Glanze dorthin, ihm folgte der Burggraf Friedrich, der während der ganzen Dauer des berühmten Concils sein vorzüglichster und vertrautester Rathgeber war. Die Versammlung hatte drei Hauptaufgaben: die Beseitigung der großen Kirchenspaltung, welche seit geraumer Zeit die Christenheit betrübte, ferner die Besserung oder Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, endlich die Ausrottung der Lehre des Johann Hus.

Friedrich von Nürnberg übte ebenso sehr durch seine Stellung zum Kaiser, wie durch das Gewicht seiner persönlichen Geltung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die wichtigsten Entscheidungen; gerade in den schwierigsten Augenblicken, wo ein entschlossenes und umsichtiges Handeln nöthig war, griff er stets mächtig in die Entwicklung der Dinge ein. Als Papst Johann XXIII., der einzige der damaligen drei Gegenpäpste, der sich in Kostnitz eingefunden hatte, sich den Entscheidungen des Concils wieder entziehen wollte und mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich von Kostnitz floh, wurde der Burggraf mit der Vollziehung der gegen den Herzog ausgesprochenen Reichsacht beauftragt. An der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres rückte er demselben nach und zwang ihn, sich zu ergeben und sich vor Sigismund in Kostnitz zu demüthigen. Zum ersten Male seit undenklichen Zeiten war des Kaisers und des Reiches Ansehen gegenüber einem ungehorsamen Reichsfürsten wieder zu solcher Geltung gebracht. Nicht minder gelang es dem Burggrafen, theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen den Papst selbst zur Rückkehr nach Kostnitz zu bewegen, wo alsdann die Absetzung feierlich gegen ihn ausgesprochen wurde.

Kaiser Sigismund stand während des Concils zu Kostnitz im Glanzpunkte seiner kaiserlichen Macht: seit langer Zeit hatte das Kaiserthum solchen Einfluß nicht geübt, solche Huldigungen nicht erfahren, es schien, als wäre es mit der Würde eines Oberhauptes des heiligen römischen Reichs endlich wieder Ernst geworden. Sigismund gab sich gern diesem hohen Bewußtsein vom Kaiserthum hin; wenn er aber erwog, wie er zu dieser Höhe gelangt war, wie hätte er nicht von Dankbarkeit gegen den Fürsten erfüllt werden müssen, der ihm bei jedem gewichtigen Schritt hilfreich und fördernd mit Rath und That zur Seite gestanden hatte. In der freudigen Genugthuung über seine glorreiche Stellung, beschloß er denn, seinem treuen Diener, dem Burggrafen Friedrich, eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste durch

die Erhebung desselben zum wirklichen Markgrafen von Brandenburg zu Theil werden zu lassen.

Am 30. April 1415 wurde von Sigismund die wichtige Urkunde vollenzogen, durch welche die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt erblich, jedoch vorbehaltlich des Rechts der Wiedereinlösung für das luxemburgische Haus, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg übertragen wurde.

Der Kaiser sagt in der Urkunde: „Da uns nach der Gnade des allmächtigen Gottes so viele und so weite und breite Königreiche zu verweisen befohlen sind, unsere Menschlichkeit und nothdürftige Kraft das aber ohne trefflichen Rath und Beistand nicht vermag, und da wir ganz besondere Liebe zu dem würdigen Kurfürstenthum der Mark Brandenburg haben, deshalb wollen wir ihr und ihren Einwohnern immer gern guten Frieden, Gemächlichkeit und Ruhe schaffen. Nachdem solche unsere besondere Liebe unser königliches Gemüth vormals bewogen hatte, daß wir den hochgeborenen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, unsern lieben Dheim und Fürsten in Ansehen und in Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Tugenden, womit der allmächtige Gott ihn mannichfach geziert hat, insbesondere aber seiner lautereren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, aus eigener Bewegung zu unserm rechten Obristen, Verweser und Hauptmann über die Mark bestellt haben, — nachdem aber weiter unsere Sorge und Arbeit für die heilige Kirche, das heilige Reich und zum allgemeinen Frommen sich also vermehrt haben, daß wir uns nicht vermessen können, selber in die Mark ziehen zu wollen — — —, da nun auch landkundig ist, daß gedachter Friedrich durch seine Vernunft mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Räuberei und andere Unthaten in derselben ausgerottet hat, — da es uns denn auch billig zu sein dünkt, daß wir uns für solche Arbeit ihm dankbar erweisen und daß ihm seine Kosten wieder erstattet werden, — haben wir dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die Mark und das Kurfürstenthum mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Länden u. s. w. gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht, nur mit diesem Vorbehalt: sollten wir oder unsere männlichen Erben die Mark wieder haben wollen, daß wir dann die Mark mit der Kur und allem Zubehör um viermalhunderttausend ungarische Gulden wieder kaufen können. Auch wenn Friedrich und seine Erben ganz und gar mit Tode abgehen sollten, so soll die Mark mit der Kur auf uns und unsere Erben heimfallen u. s. w.“

Aus dieser Urkunde geht klar hervor, daß es sich bei der Uebertragung der Markgrafschaft durchaus um eine freiwillige Abtretung handelte und daß Sigismund dieselbe nur aus Gründen dankbarer Anerkennung für Friedrich's Verdienste und aus landesväterlicher Fürsorge für die brandenburgischen Lande aufgefaßt wissen wollte. Nur aus Rücksicht auf König Wenzel scheint der Vorbehalt aufgenommen worden zu sein, daß es Sigismund oder seinen Erben freistehen sollte, die Mark um 400,000 Gulden zurückzukaufen. Aus dieser Clausel ist jedoch später die bereits erwähnte Ansicht über den

Ursprung der hohenzollernschen Herrschaft in der Mark entstanden. Es wurde behauptet, der Burggraf Friedrich habe dem Kaiser während des Kostnitzer Concils zur Bestreitung der erheblichen Kosten desselben mehrfache bedeutende Vorschüsse bis zur Höhe von 400,000 Gulden gemacht und als Ersatz für diese Summe habe Sigismund ihm auf seinen dringenden Wunsch, wie früher die Statthalterschaft, so jetzt die wirkliche Markgrafschaft mit der Kurwürde verliehen. Der Wortlaut obiger und anderer Urkunden läßt jedoch diese Ansicht als eine irrthümliche erscheinen. Es ist auch sonst gar kein Anzeichen dafür vorhanden, daß Friedrich während des Concils wirklich dem Kaiser irgend welche Vorschüsse gemacht habe, dagegen ist erwiesen, daß der Burggraf sehr beträchtliche Summen auf die Einlösung der Burgen und überhaupt auf die Wiederherstellung der Ordnung in den brandenburgischen Landen verwenden mußte. Die Kosten, die ihm dadurch entstanden, werden kaum weniger als 400,000 Gulden betragen haben, und es war daher billig, daß ihm für den Fall der Rückgabe des Kurfürstenthums voller Ersatz für diese Opfer verheißen wurde. Der klare Wortlaut aller Urkunden läßt nur annehmen, daß nicht ein Pfand- oder Kaufgeschäft, sondern einzig und allein Friedrich's hohe Verdienste um das römische Reich und um den Kaiser Sigismund, sowie um die Mark Brandenburg dem Hause Hohenzollern das Kurfürstenthum eingebracht haben.

Friedrich blieb fürerst noch in Kostnitz, erst im Herbst konnte er sich nach der Mark begeben, um die Erbhuldigung als wirklicher Landesherr entgegen zu nehmen. Am 18. October 1415 traf der neue Markgraf in Berlin ein, gewiß mit leichterem Herzen und freudigerem Muth und wohl auch herzlicher und aufrichtiger bewillkommt als vor drei Jahren. Zu seinem festlichen Empfange und zur Erbhuldigung waren Herren, Mannen und Städte zahlreich in Berlin versammelt. Am 21 October 1415 fand die Feierlichkeit der Erbhuldigung im „hohen Hause,“ dem damaligen Fürstenhause zu Berlin (in der Klosterstraße, wo sich jetzt das Lagerhaus befindet), Statt. Der Propst von Berlin, Johann von Waldow, verlas die Verschreibung und die Gebotsbriefe des Kaisers, darauf schworen die Stände:

„Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg eine rechte Erbhuldigung, als unsern rechten Erbherrn, nach Ausweisung ihrer Briefe, treu, gewärtig und gehorsam zu sein, ihr Frommen zu werben und ihren Schaden zu wenden, ohne Gefährde, also uns Gott helfe und die Heiligen.“

Bald darauf begab sich der Fürst nach den wichtigsten Städten der Mark, um sich auch da huldigen zu lassen; überall wurde er freudig und glänzend empfangen und nirgends störte ein Mißton den glücklichen Verlauf der Feierlichkeiten. In der freudigen Genugthuung über diese Erbfolge zeigte sich der Markgraf auch seinerseits zu aller Huld bereit und begnadigte auf das Fürwort der Stände mehrere der vorher ihm widerstrebenden Ritter, besonders Wichard von Rochow, der von Neuem Golzow zu Lehen erhielt, und Caspar Gans zu Putlitz. Sie gelobten, dem Markgrafen künftig Treue und Gehorsam zu leisten, seinen Frieden und Unfrieden zu halten, die Herren,

Mannen und Städte der Mark weder selbst zu beschädigen, noch beschädigen zu lassen.

Friedrich verließ schon im Sommer 1416 wieder die Mark, im October begab er sich nach Kostnitz zurück. Nachdem bald darauf auch Sigismund von einer längern Reise dorthin zurückgekehrt war, fand am 18. April 1417 erst noch seine feierliche und förmliche Belehnung mit der Markgrafschaft und Kur von Brandenburg am obern Markt in Kostnitz Statt. Unter freiem Himmel war für Sigismund der kaiserliche Thron aufgerichtet, da erschien er in dem ganzen Schmuck seiner hohen Würde, umgeben von den Fürsten des Reichs und von den vornehmsten Prälaten, welche in Kostnitz versammelt waren. Der Markgraf Friedrich aber ritt auf stolzem Rosse unter dem Klange jubelnder Festmusik heran, vor ihm her zwei Ritter in prächtiger Rüstung mit den Bannern von Brandenburg und vom Burggrasthum zu Nürnberg. Als er sich dem Throne des Reichsoberhauptes genähert, stieg er vom Pferde, kniete an den Stufen des Throns nieder und bat den Kaiser um die Belehnung. Sigismund neigte zustimmend sein Haupt und der Kanzler des Reichs verlas mit lauter Stimme den Lehnbrief. Der Kurfürst, mit der Hand das Evangelium berührend, schwur den Lehnseid und erhielt aus der Rechten des Kaisers das Banner von Brandenburg zum Zeichen der Belehnung.

Der Vorbehalt wegen des Rückkaufs der Mark um 400,000 Gulden ist noch während Friedrich's Lebzeiten durch das Aussterben des luxemburgischen Hauses thatsächlich erloschen. Als König Wenzel 1419 und Kaiser Sigismund 1437 ohne männliche Erben gestorben waren, hatte Niemand mehr ein Recht, von jenem Vorbehalt Gebrauch zu machen.

So war das Kurfürstenthum Brandenburg unwiderruflich an die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern gekommen zur Ehre und zum Ruhme des erlauchten Geschlechts und zum dauernden Heil des brandenburgischen Volkes.

8. Friedrich I. als Kurfürst von Brandenburg.

Friedrich wurde auch, nachdem er die Mark als wirklicher Landesherr in Besitz genommen hatte, durch die Sorge für die Reichsangelegenheiten so vielfach in Anspruch genommen, daß er seine Thätigkeit dem eigenen Lande nur vorübergehend widmen konnte. Zunächst blieb er bis zum Ende des Kostnitzer Concils (1418) dem Kaiser Sigismund als unentbehrlicher Rathgeber zur Seite: kein anderer weltlicher Fürst hat einen so großen Einfluß auf dem Concil geübt und die Schriftsteller jener Zeit sind einstimmig in der Anerkennung seiner Thätigkeit. Eine Folge des dort gewonnenen Ansehens war es, daß Sigismund, als er selbst sich nach dem Schlusse des Concils nach Ungarn zurückbegab, den Markgrafen zum deutschen Reichsverweser an seiner Statt ernannte, in welcher Eigenschaft er seine Umsicht und Thatkraft aufs Neue vielfach bewährte.

Inzwischen war aber seine Gegenwart in der Mark dringend erforderlich geworden. Nach der ersten überraschenden Festsetzung seines Regiments in dem neu erworbenen Lande war zwar im Innern des Landes das alte Fehde- und Raubwesen nicht wieder aufgelebt, dagegen wurden an den Grenzen des

Landes, zumal nach dem Magdeburgischen und nach Mecklenburg hin, die früheren Handel nur allzubald erneuert. Der Erzbischof von Magdeburg, durch neue Angriffe altmärkischer Ritter gereizt, gab dem Hans von Quitow die Freiheit wieder, welche dieser zuerst im Verein mit seinem Bruder Dietrich, nach dessen Tode (1417) aber allein zur fortwährenden Beunruhigung der Mark benutzte. Gleichzeitig wurden die Beziehungen der Mark zu den nördlichen Nachbarn wieder getrübt: die Herzöge von Pommern waren darüber erbittert, daß Kaiser Sigismund bei ihrer Belehnung ausdrücklich die alten Rechte der brandenburgischen Markgrafen auf Pommern anerkannt hatte, und verbanden sich mit den mecklenburgischen Fürsten zu neuen Streifzügen ins Märkische.

Da plötzlich überraschte der Kurfürst seine Widersacher durch seine eilige Ankunft in Brandenburg: er nahm den Mecklenburgern sofort zwei wichtige Grenzfestungen weg, von wo aus sie die Mark oft überfallen hatten, und rückte dann gegen die Pommern vor Angermünde. Mit Hülfe des Caspar Hans zu Putlitz und zahlreicher anderer Ritter, die jetzt treu zu ihm hielten, eroberte er die Stadt und Burg Angermünde und nahm 300 Pommern gefangen. Die Folge seines rasch errungenen Sieges war, daß fast die ganze Uckermark wieder in seine Gewalt kam (1420). Durch sein kräftiges Auftreten wurde aber vor Allem sein Ansehen in den Marken und bei den Nachbarn neu befestigt.

In derselben Zeit hatte er in seinen fränkischen Besitzungen eine schwere Fehde mit dem hochfahrenden, rauhen und übermüthigen Herzog Ludwig dem Bärtigen von Baiern-Ingolstadt zu bestehen: dieser war von Haß gegen den Burggrafen und von Neid über Friedrich's rasches Emporkommen erregt und konnte es nicht ertragen, daß der Nürnberger Burggraf, dessen Väter noch vor nicht langer Zeit dem Wohlwollen der Kaiser aus dem bairischen Hause ihr Wachsthum verdankten, jetzt über ihn und sein Haus hervorragte. Schon im Jahre 1418 war der Groll ausgebrochen und auf einen nichtigen Vorwand hin schickte Ludwig dem Markgrafen unter den beleidigsten Ausdrücken eine Herausforderung. Er nannte ihn „den neulich hochgemachten, unendlich lügenhaften Mann, der sich nennt Markgraf zu Brandenburg.“ Friedrich wies jedoch die Forderung zurück: „Ludwig sei dazu nicht gut genug, ein zweimal meineidiger Mann.“ Bald darauf kam es aber zu offenen Feindseligkeiten: durch einen verrätherischen Ueberfall wurde die Burg zu Nürnberg niedergebrannt. Die Markgräfin Elisabeth, welche damals die Regierung dort führte, bat ihren Gemahl dringend, selbst hinzukommen. Unerwartet traf er (1421) im Burggrasthum ein, eroberte in kürzester Zeit einige feste Plätze, warf die Gegner in raschen Stößen bis hinter die Donau zurück, bedrohte Ingolstadt und zwang Herzog Ludwig zum Frieden.

Die Hussitenkriege. Die spätere Lebenshätigkeit des Markgrafen Friedrich ist größtentheils mit den Sorgen und Kämpfen wegen des hussitischen Aufstands in Böhmen erfüllt: Jahre lang rieb sich seine Kraft vergeblich daran auf. Als in Folge der Hinrichtung von Johann Huß die Begeisterung der Hussiten in offenen Aufruhr nicht bloß gegen die Kirche und gegen die Reichsgewalt, sondern nach König Wenzel's Tode auch gegen Sigismund's Nachfolge in Böhmen ausbrach, machte Friedrich seinen Rath dringend für eine milde,

versöhnliche Behandlung der Sache geltend. Noch war ein Theil der Hussiten, die Calixtiner, geneigt, sich zu unterwerfen, wenn man ihnen die Freiheit ihres Glaubens und besonders den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahl lassen wollte. Friedrich rieth deshalb, das Weltliche nicht mit dem Geistlichen zu vermischen und die Böhmen nicht durch schroffe Verwerfung ihrer Glaubensforderungen zurückzustoßen. Erst sollte Sigismund Böhmen für sich gewinnen, die Ordnung der dortigen Kirchenangelegenheiten aber einem späteren Concil überlassen. Aber auch jetzt wurden diese weisen Rathschläge von den Geistlichen in Sigismund's Umgebung verachtet und der Weg der Strenge gegen die Böhmen betreten. Die jahrelangen, schrecklichen Hussitenkriege und die Verwüstungen, von welchen die deutsche Geschichte nähere Kunde giebt, waren die Folgen dieses Verfahrens.

Wiewohl der Kurfürst wiederholt und immer wieder den Weg der Milde empfohlen hatte, so blieb er doch seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser getreu, als der Reichskrieg gegen die Hussiten beschlossen war. Schon bei dem ersten Feldzuge gegen die Hussiten (1420) führte er dem Kaiser seine brandenburgischen und fränkischen Schaaren zu Hülfe. Er hatte freilich nur ein geringes Vertrauen zu der Kraft des kaiserlichen Heeres; denn während die Hussiten von Begeisterung für ihren Glauben erfüllt und unter kühnen, einsichtsvollen Anführern, wie Johann Ziska, Procop dem Großen und Kleinen, voll Siegesmuths und kräftiger Zuversicht in den Kampf zogen, herrschte in dem Reichsheer, welches mit Mühe zusammengebracht war, nur ein lauer, matter Sinn und gegenseitige Eifersucht der Fürsten, und es mangelte durchaus an einer kräftigen, entschiedenen Leitung des Ganzen. Dies erkannte Friedrich sehr wohl und rieth dem Kaiser noch einmal, die ihm von den Prager angebotenen Vertragsbedingungen anzunehmen, aber auch dies Mal drang er nicht durch. Wie er gefürchtet, so kam es nun. Das Reichsheer wurde bald so hart bedrängt, daß es in eine schmachvolle Auflösung verfiel. Durch die ersten Erfolge stieg natürlich die Begeisterung und der Muth der Hussiten. Vergeblich zog Kaiser Sigismund zum zweiten Male nach Böhmen; sein Heer ging auf die Nachricht von Ziska's Ankunft in wilder Flucht auseinander. Er beschloß nun, die ganze Reichsmacht zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei aufzubieten, und der Kurfürst Friedrich wurde von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann ausersehen. „Das Reich wende sich,“ wie verkündigt wurde, „in seiner Bedrängniß an ihn, dessen großer Verstand, Tapferkeit und Mannhaftigkeit allgemein bekannt und berühmt seien.“ Friedrich verkannte auch damals nicht die geringen Aussichten des gehässigen Feldzugs, aber er war gewohnt, seine Pflichten gegen Kaiser und Reich treu zu erfüllen und mochte überdies hoffen, als oberster Feldherr das Werk des Friedens, welches er immer vergeblich empfohlen hatte, leichter fördern zu können. Doch wurde auch mit diesem Feldzuge nichts Entscheidendes erreicht, da sich nur wenige der Reichsfürsten mit ihren Mannschaften einstellten.

Immer größer wurden die Drangsale, welche die Hussiten von Böhmen aus verbreiteten. Während Ziska sich darauf beschränkt hatte, ihre Herrschaft in Böhmen selbst zu befestigen, fielen sie nach seinem Tode unter verschiedenen Anführern in die benachbarten Länder ein, besonders um sich an den Fürsten zu rächen, welche mit dem Kaiser gegen sie ausgezogen waren. So wurde

auch die Mark Brandenburg von ihren Schaaren bedroht, und der Kurfürst ließ bei Zeiten mehrere Städte, wie Berlin, Bernau u. a., befestigen und mit starken Besatzungen ausrüsten. So weit war es gekommen, daß man sich, um die Einfälle der Hussiten abzuhalten, durch große Summen, welche durch eine besondere Steuer, den „Ketzergroschen,“ aufgebracht wurden, bei ihnen loszukaufen suchte.

Noch einmal wurde die Reichsmacht gegen die Glaubensstreiter aufgeboten, man gedachte endlich mit einem einzigen Feldzug alle frühere Schmach zu tilgen. Es kam ein Heer von 130,000 Mann zusammen, und Kurfürst Friedrich wurde wiederum zum Oberfeldherrn ernannt und vom päpstlichen Gesandten in der Sebalduskirche zu Nürnberg feierlich zum heiligen Streit eingesegnet. Dort sprach der Legat zu ihm in Ausdrücken, welche deutlich bekunden, in welchem Ruhm und Ansehen der brandenburgische Fürst stand: „Dem Reiche, ja der ganzen Christenheit ist es bekannt, mit welcher Sorgfalt und Treue Friedrich von Brandenburg, der erste unter Deutschlands Helden, die Ruhe des heiligen römischen Reichs zu befördern bemüht gewesen; dieser, sein unvergänglicher Ruhm ist es, der Kaiser und Reich bewegt, ihn zum Haupte eines so mächtigen Heeres zu setzen.“ Dem Kurfürsten wurde darauf das Schwert überreicht und von Bischöfen umgürtet. Und doch ruhte Gottes Segen nicht auf den Waffen des Reichs. Das kaiserliche Heer rückte nach Riesenberg in Böhmen vor; aber kaum erscholl die Kunde, daß die Hussiten sich näherten, als ein Theil der Deutschen in Verzagttheit und Verwirrung gerieth und sich unter dem Herzog von Baiern zurückzog. Friedrich stellte das ihm übrig gebliebene Heer in Schlachtordnung auf, aber er vermochte dem Sturm der Taboriten, welche unter Procop dem Älteren gegen ihn losbrachen, nicht zu widerstehen; denn seinen Truppen entsank der Muth beim Anblick des wilden, begeisterten Kriegsvolks, welches mit tobendem Schlachtgesang heranstürmte. Das Reichsheer gerieth nach kurzem Widerstande in eine allgemeine Flucht, das ganze Lager mit 8000 Wagen und 150 Stücken Geschütz fiel in die Hände der Hussiten. Ueber zehntausend Deutsche wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen, eben so viele kamen auf der Flucht um, und selbst der päpstliche Legat, welcher den Zug begleitet hatte, rettete nur mit Mühe sein Leben.

Als der mit so großer Zuversicht begonnene Feldzug wiederum ein so schmachvolles Ende genommen hatte, entstand unter den Fürsten selbst ein heftiger Zwist: die Einen wollten ein neues Heer ausrüsten, Andere neigten sich jetzt zu Unterhandlungen. Kurfürst Friedrich aber drang mit neuer Entschiedenheit auf die Anwendung friedlicher Mittel, indem er unumwunden aussprach, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten.“

Die Hussiten in der Mark (1433). Ehe es jedoch zu Verhandlungen kam, sollte des Kurfürsten eigenes Land von den Schaaren des Feindes auf schreckliche Weise heimgesucht werden. Unter Procop's des Großen verwegener Führung brachen die erbitterten Horden theils ins Frankenland, theils durch Meissen und die Lausitz in die Mark selber ein und trugen Schrecken und Verwüstung in die Gegend längs der Oder. Die Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner, wenn sie nicht fliehen konnten, ermordet. Die Städte Lebus, Müncheberg, Straußberg wurden erstürmt und nach fürchterlicher Plünderung

zerstört. Alles, was entkommen konnte, rettete sich nach Berlin; dorthin wagte sich Procop nicht, sondern zog von Straußberg nach dem Städtchen Bernau, dessen muthige Vertheidigung in ruhmvollem Gedächtnisse geblieben ist. Der Ort war wohl besetzt und zu verzweifeltm Widerstande bereit: Procop schlug vor demselben ein Lager auf und erneuerte täglich den wilden Sturm, den die braven Bürger jedoch tapfer zurückschlugen. Schon waren ihre Kräfte erschöpft, als endlich der Ketter herbeieilte. Des Kurfürsten zweiter Sohn Friedrich führte eine schnell gesammelte Schaar tüchtiger Truppen herbei, und die Bernauer, durch diesen Anblick ermuthigt, wagten mit erneuter Kraft einen Ausfall und schlugen die Hussiten in die Flucht. Das Lager derselben fiel den tapferen Bürgern in die Hände, und noch heute zeigt man dem Fremden in der Kirche zu Bernau mit Stolz die Siegeszeichen, welche von den furchtbaren Feinden erbeutet wurden. Markgraf Friedrich aber verfolgte die Hussiten in ihrer Flucht und trieb sie glücklich über die Grenzen der Marken zurück (1433).

Mit Schmerz blickte der Kurfürst auf die verwüsteten Landstrecken, welche langer Jahre des Friedens und Segens bedurften, um sich von der schweren Heimsuchung zu erholen. Um so entschiedener drang er nun auf friedliche Beendigung des langen Streitens. In Basel war ein Concilium zusammengetreten, welches nochmals die Beilegung der kirchlichen Wirren versuchen sollte; dort erklärte nun Friedrich mit der größten Entschiedenheit, er sei nicht Willens, dem Eigennutze der Geistlichkeit das Wohl seiner Unterthanen zu opfern und werde sich deshalb nöthigenfalls in einem besonderen Frieden mit den Böhmen vertragen. Als in Folge dieser Drohung die Kirchenversammlung beschloß, mit den Hussiten in gütliche Unterhandlung zu treten, drückte der Kurfürst hierüber seine lebhafteste Freude aus, und wußte es nun auch durch seine dringenden Vorstellungen bei den Hussiten dahin zu bringen, daß sie die Kirchenversammlung beschickten, nachdem ihnen gleichfalls durch Friedrich's Vermittelung für ihre Sicherheit nicht nur Geleitsbriefe, sondern auch Geißeln bewilligt worden waren; denn durch das Schicksal ihres Meisters Fuß gewarnt, wollten sie auf das bloße Wort der Fürsten sich nicht verlassen. Endlich gelang es nun den unablässigen Bemühungen des weisen Kurfürsten, die sogenannten „Compactaten“ zu Stande zu bringen, ein Uebereinkommen, nach welchem die Hussiten wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen wurden. Nach funfzehn Jahren der Zerrüttung und aller Greuel eines fanatischen Krieges wurde die Ruhe in Böhmen nunmehr wieder hergestellt, und Sigismund konnte endlich die Huldigung der böhmischen Stände empfangen. Doch sollte er den Frieden nicht mehr lange genießen, denn er starb schon im folgenden Jahre (1437) in hohem Alter.

Als jetzt die Fürsten des Reichs in Frankfurt zusammentraten, um ein neues Reichsoberhaupt zu erwählen, richteten sich die Blicke vieler unter ihnen auf den alten ehrwürdigen Kurfürsten Friedrich, welcher sich in jeder Beziehung als der Tüchtigste im Reich bewährt hatte, aber er selbst strebte nicht nach der Kaiserkrone. Auch hier hielt er seinem früheren Freunde Sigismund die geschworene Treue und bewirkte durch das Gewicht seiner Empfehlung, daß dessen Schwiegersohn, der ritterliche Albrecht von Oesterreich, den deutschen Thron erhielt (1437). Mit weisen Rathschlägen stand er diesem

trefflichen Kaiser während seiner leider nur zweijährigen Regierungszeit zur Seite und richtete besonders auf die Verbesserung der Rechtspflege und auf die Kräftigung der deutschen Kriegsverfassung sein heilsames Streben. Als aber die Böhmen im Verein mit den Polen unter Georg Podiebrad sich wiederum gegen ihren Kaiser erhoben, sandte Friedrich seinen Sohn Albrecht mit tapferen märkischen Kriegsschaaren zu dessen Hülfe.

Friedrich's spätere Regierung in der Mark. Sein Lebensende.
Friedrich war in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung nur einige Male auf kurze Zeit in der Mark, die Hussitenkriege und andere Sorgen für das deutsche Reich ließen ihn zu einem längeren Aufenthalte nicht kommen. Seine Abwesenheit wurde von den benachbarten Fürsten ungeachtet wiederholter Friedensbündnisse oft zu feindlichen Unternehmungen gegen sein Land benutzt: besonders kam es mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargardt und von Pommern zu stets erneuerten Fehden. Auf einen solchen Anlaß war Friedrich im Jahre 1425 zum letzten Male nach der Mark gekommen. Die Pommern hatten sich der festen Stadt Prenzlau durch Ueberrumpelung bemächtigt. Da zog der Markgraf auf die Bitte seiner Gemahlin mit einer Schaar fränkischer Ritter und Mannschaften herbei; aber seine Waffen waren diesmal nicht alsbald vom Glücke begünstigt und inzwischen wurde seine Gegenwart bei einer Zusammenkunft mit Sigismund in Wien nöthig. So übergab er denn schon im Januar 1426 auf einem Landtage zu Rathenow seinem Sohne Johann die Regierung der Mark und verließ wenige Tage darauf die brandenburgischen Lande, die er seitdem nie wieder sah. Markgraf Johann aber setzte den Krieg nicht ohne Glück fort und brachte eine neue Friedenseinigung mit Mecklenburg und Pommern zu Stande.

Man hat Friedrich's spätere gänzliche Abwesenheit von der Mark auf eine Mißstimmung oder auf Mißtrauen gegen die märkischen Ritter seit jenem Feldzuge zurückgeführt. Andere meinen, es sei zwischen dem Fürsten und den Vasallen wohl zu Erörterungen über die Zustände des Landes und zu gegenseitigen Vorwürfen gekommen. Doch fehlt es darüber an bestimmterer Kunde; sicher ist dagegen, daß Friedrich durch die Reichsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen war, und daraus mag man sich erklären, daß er die Mark zunächst der Fürsorge seines Sohnes überließ.

Als Friedrich I. am Abend eines vielbewegten thatenreichen Lebens seine Kraft ermatten fühlte, berief er seine vier Söhne Johann, Friedrich, Albrecht und Friedrich den Jüngeren zu sich nach der Kadolzburg in Franken, um mit ihnen die Erbtheilung zu besprechen, und setzte unter ihrer allseitigen Zustimmung (1437) fest, daß die alten Erblande der Hohenzollern, die fränkischen Fürstenthümer, welche seit dem Tode seines Bruders Johann (1420) wieder in seiner Hand vereinigt waren, dem ältesten und dritten Sohne Johann und Albrecht (Achilles), die Mark Brandenburg aber dem zweiten und vierten Sohne, den beiden Friedrich zufallen sollte, die Kurwürde zunächst dem älteren Friedrich. Es ist aufgefallen, daß die Mark Brandenburg mit der Kurwürde nicht dem ältesten Sohne, Markgraf Johann, der schon Statthalter in derselben war, dauernd verliehen worden ist; zur Erklärung wird angeführt, der alte Kurfürst habe seinem Sohne Johann, der ein Freund stilleren, beschaulichen Lebens und wissenschaftlicher Studien gewesen weshalb er auch

der Alchymist hieß), vorgestellt, daß die Vertheidigung der Mark eines kriegslustigen Fürsten erfordere, deshalb möge er dieselbe dem zweiten Bruder Friedrich überlassen, der noch dazu als Schwiegersohn des Königs von Polen Anrechte auf benachbarte Länder erhalten könne. Johann habe gern zugestimmt und das Erbtheil in Franken übernommen. Die mit den vier Söhnen festgestellte Erbordnung wurde im folgenden Jahre (1438) den zu Tangermünde versammelten Ständen der Mark Brandenburg mitgetheilt, und Friedrich der Aeltere, nachher Friedrich II., übernahm alsbald die Statthalterchaft, auch im Namen des noch unmündigen Friedrich des Jüngeren.

Der greise Kurfürst aber mußte noch einmal zur Kaiserwahl nach Frankfurt ziehen, wo an des zu früh verstorbenen Albrecht II. Stelle der schwache Friedrich III. von Oesterreich gewählt wurde (Anfang 1440). Als der Kurfürst von dort nach Radolzburg heimkam, empfand er eine große Abnahme der Kräfte. Es wird von jenen seinen letzten Lebenstagen berichtet, daß er „in steter Erinnerung des Todes Christi“ lebte und bis zu seinem Ende im Gebete verharrte. Am Abend des 21. September 1440 nach gerade vollendetem 68. Lebensjahre entschlief der edle Fürst eben so sanft und still, wie sein Leben stürmisch gewesen war. Die Leiche wurde in feierlichem Trauerzuge nach dem alten Erbbegräbniß der zollernschen Burggrafen im Kloster Heilsbrunn gebracht.

Wenn Friedrich im späteren Alter auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, so durfte er wohl eine gerechte Befriedigung empfinden. Zwar hatte ihn Gott nicht in allen seinen Bemühungen gesegnet, besonders hatte er seinen Rath und seine Kraft lange vergeblich aufwenden müssen, ehe die traurigen Hussitenkämpfe beigelegt wurden, auch hatte er die Mark nicht vor den Verwüstungen des schrecklichen böhmischen Feindes zu bewahren vermocht: aber trotz der schweren Zeit war es ihm gelungen, die alten Grenzen der Mark gegen Norden fast ganz herzustellen, im Lande selbst einen Zustand der Ordnung und der Gesetzlichkeit wieder fest zu begründen und die Grundlagen zur Landeswohlfahrt zu erneuern. Vorzüglich aber hatte er Brandenburgs Ansehen im deutschen Reich ungemein gehoben, und durfte mit dem schönen Bewußtsein ins Grab steigen, nach bestem Wissen und Können wie für des eignen Landes Wohl, so für die Kräftigung des deutschen Reichs und für die Einheit der Kirche gewirkt zu haben, — in jeder dieser Beziehungen ein bedeutungsvolles Vorbild der hohenzollernschen Fürsten bis auf unsere Tage herab.

Die schöne Else. Mit dem ehrenvollen Andenken des Kurfürsten Friedrich verknüpft sich die freundliche Erinnerung an seine Gattin **Elisabeth**, die **schöne Else**, wie sie von dem lieblichen Eindrücke ihres ersten Erscheinens in der Mark her im Munde des Volkes genannt wurde. Elisabeth, eine Prinzessin aus dem bairisch-landshutischen Hause, war aber nicht bloß durch ihre leibliche Schönheit und weibliche Anmuth, sondern auch durch die Bildung ihres Geistes und durch Verstandesreife ausgezeichnet, und dem trefflichen Gemahl ein großer Beistand bei seinem schwierigen Lebenswerk. Wie sie voll Muth und Entschlossenheit ihm einst selber Hülfsstruppen aus Franken gegen seine feindlichen Nachbarn und widerspenstigen Unterthanen herbeiführte, so hielt sie in seiner Abwesenheit auch kräftiges Regiment in den fränkischen Fürstenthümern. Bis zu des Kurfürsten Ende war sie ihm eine treue Gefährtin und zugleich dem

Lande eine geliebte, milde Wohlthäterin. Sie starb im Jahre 1442, am 13. November, an demselben Tage, wo nach Jahrhunderten eine andere Elisabeth aus bairischem Stamm für den preussischen Thron geboren werden sollte*).

9. Friedrich II. (genannt Eisenzahn). 1440—1470.

Friedrich's Festigkeit und Frömmigkeit. Friedrich, der zweite Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, und nach dem früh erfolgten Tode seines jüngsten Bruders (1463) alleiniger Herrscher in der Mark, erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen „Eisenzahn“ oder „der Eiserne,“ doch muß dies wohl in einem besonderen Umstande seinen Grund gehabt haben; denn dieser Name ist für das öffentliche Wirken unsers Kurfürsten nicht gerade der bezeichnendste. Allerdings bewährte er auch, wie sein glorreicher Vater, eine große Festigkeit und Ausdauer in Verfolgung seiner auf Vergrößerung der brandenburgischen Macht berechneten Pläne, und wo es galt, mit des Schwertes Gewalt eine nothwendige Entscheidung herbeizuführen, da fehlte es auch ihm nimmer an der Tapferkeit, welche der Hohenzollern Erbtheil war; aber sein eigenthümliches Wesen, die Tugenden, welche ihn auszeichneten, erfordern eine mildere Bezeichnung, als die des Eisernen. Friedrich gab auf dem brandenburgischen Throne vor Allem ein denkwürdiges Beispiel ächter Gottesfurcht, jener wahren kräftigen Frömmigkeit, welche aus einem tiefen, lebendigen Glauben zugleich die Kraft zu ernstem, freudigem Handeln schöpft. Es ist ein Vorzug und Ruhm der hohenzollernschen Fürstenfamilie, daß sie nicht wenige Regenten aufzuweisen hat, bei welchen ein ernst frommer Sinn sich mit den kräftigsten Herrschertugenden paarte, und gerade in dieser Beziehung leuchtet Friedrich II. seinem Hause als ein treffliches Muster voran.

Friedrich's tiefe innige Frömmigkeit hat ihren schönen Ausdruck in dem Bekenntnisse gefunden, welches er kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt niederschrieb, später aber in der Domkirche zu Brandenburg feierlich wiederholte. „Ich vergeb durch Gottes Willen allen denen,“ heißt es darin, „die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen und bitt Gott für sie. Ich geb auch wieder, was ich unrecht hab, sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre. Und hab ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitt ich Alle, daß sie mirs vergeben, und wollte gern, daß ich in allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb' und des Nächsten. — Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist! — ich fürchte dich, gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoff in dich, du magst mich behalten und verdammen.“

Den Geist wahrhaftiger Frömmigkeit, welcher dieses Bekenntniß durchweht, bewährte der edle Fürst überall in seiner Regierung; daß aber diese Frömmigkeit nicht in ein weiches Gefühlleben ausartete, sondern die Thatkraft Friedrich's stärkte und erhöhte, das beweisen seine unablässigen und glücklichen Bemühungen um die Erweiterung des ihm anvertrauten Landes, sowie die kräftige Zügelung des in den Städten erwachten Geistes der Unabhängigkeit. Allerdings versuchte er diese Ziele vor Allem durch Mittel der

*) Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV., die jetzige Königin-Wittve.

gütlichen Verhandlung und der gewinnenden Milde, ehe er die Schärfe des Schwertes entscheiden ließ, aber auch das Schwert hat er oft und mit Nachdruck geführt, um seine ererbten Rechte zu behaupten und zu befestigen.

Friedrich's Erwerbungen; seine weise Mäßigung. Friedrich's ausdrückliches Bestreben war darauf gerichtet, alle die Länder wieder zu gewinnen, welche früher zu Brandenburg gehört hatten, durch Veräußerung oder Gewalt aber in andere Hände gekommen waren. Er bat, um hierzu die förmliche Berechtigung zu erlangen, den Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg (1444), ihm eine Urkunde auszustellen, durch welche ihm die Wiedererwerbung aller jener Landestheile von Reichswegen gestattet wurde. Seitdem war er unablässig bemüht, jenes Ziel wirklich zu erreichen. Zunächst gelang ihm nach kurzer Fehde die friedliche Beilegung der Streitigkeiten mit Mecklenburg; er verzichtete auf den sofortigen Besitz des zunächst streitigen Landes Wenden, wogegen ihm für den Fall des Erlöschens des Mannesstammes der mecklenburgischen Herzöge die Erbfolge in ganz Mecklenburg zugesichert wurde. Außerdem schloß er mit den Herzögen ein enges Bündniß zur Erhaltung des Landfriedens.

In ähnlicher Weise beendigte er mehrere Streitigkeiten mit Sachsen durch den Abschluß einer engeren Erbeinigung, in welche auch das hessische Haus aufgenommen wurde. Auch mit dem Erzbischof von Magdeburg brachte es der Kurfürst zu einer endlichen Beilegung der seit Otto II. immer erneuerten Streitigkeiten um die Lehenshoheit in der Utmarsk. Gegen die Abtretung einer Anzahl von Ortschaften entsagte der Erzbischof für immer auf seine Ansprüche.

Die wichtigste Erwerbung aber, welche Friedrich zu erlangen wußte, war die Wiedervereinigung der Neumark mit dem Kurfürstenthum Brandenburg. Der deutsche Orden, welchem dieser Landestheil von den Luxemburgern überlassen worden, hatte während seiner unaufhörlichen Kriege gegen Polen die Unterstützung Friedrich's durch Geldvorschüsse in Anspruch genommen, und ihm dafür die Neumark zuerst zum Schutz übergeben, dann aber gegen eine Summe von 100,000 Gulden verkauft, jedoch unter der Bedingung, dieselbe wieder einlösen zu können. Der Kurfürst erhielt sofort die Huldigung der Stände der Neumark und trat in die ganze Landeshoheit und alle Gerechtsame derselben ein. Endlich wußte er auch in der Lausitz, welche unter Karl IV. mit Böhmen vereinigt worden war, durch gütliche Verträge seine Herrschaft von Neuem auszudehnen, so daß er in allen Richtungen die alten Grenzen Brandenburgs, wie sie in den glücklichsten Zeiten der Ballenstädter Markgrafen gewesen, fast vollständig wieder erreichte.

Weit glänzendere Aussichten aber sollten ihm noch eröffnet werden, Aussichten, welche einen schwächeren Fürsten gewiß verblendet hätten. Während der Streitigkeiten und Spaltungen, welche nach dem Tode des Wladislaus, Königs von Polen und Ungarn, in dessen Ländern entstanden, boten die Stände Polens unserem Kurfürsten, als Schwiegersohn des Verstorbenen, die polnische Königskrone an; er aber, überzeugt, daß Herzog Kasimir von Litthauen zur Nachfolge in Polen berufen sei, und mit weiser Besonnenheit erwägend, wie schwierig seine Stellung unter den Parteiungen in dem fremden Lande sein würde, lehnte das Anerbieten ab. Der polnischen Gesandtschaft, welche

vor ihm erschien, erklärte er ernst und fest, daß es ihm nur dann geziemen würde, ihrem Verlangen zu willfahren, wenn Kasimir, dem die Krone nach dem Recht der Erbfolge unstreitig gebühre, durch feierlichen Eid und schriftliche Urkunde darauf Verzicht leistete; „denn Gott wolle verhüten, daß er dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handele, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfrieden gar leicht entstehen könnte.“

Dieselbe Ehrenhaftigkeit bewährte der treffliche Fürst, als die deutschen Fürsten damit umgingen, den Kaiser Friedrich III. seiner Würde zu entsetzen. Der König Georg Podiebrad von Böhmen hoffte an seiner Statt an die Spitze des deutschen Reiches zu treten und hatte bereits die meisten Fürsten für sich gewonnen; nur die Stimmen von Brandenburg und Sachsen fehlten ihm noch. Vergeblich aber suchte er Friedrich's geraden Sinn durch lockende Versprechungen zu berücken; zwar bot er ihm die gesammte Ober- und Niederlausitz, wenn er sich der Absetzung des Kaisers geneigt zeigen wollte, der Kurfürst aber, wiewohl er die Unfähigkeit und Trägheit Friedrich's III. wohl erkannte und tief beklagte, wollte doch zu dem ungesetzlichen Schritt seine Einwilligung nicht geben und erwiderte auf die verführerischen Anträge: „Er sei dem Kaiser mit seinem Eide verpflichtet und könne nicht wider Ehre und Gewissen. Er wolle lieber sterben, als meineidig werden und an seiner Pflicht freveln.“ Als man wiederholt mit Bitten und Drohungen in ihn drang, sagte er: „Man möge den Kaiser auf ordnungsmäßigem Wege an seine Pflichten mahnen und solche Mittel ergreifen, die Gesetz und Beruf den Kurfürsten des Reichs gestatten; aber nimmer werde er zum Unrecht seine Stimme geben und seine Ehre mit Meineid beslecken.“

Kampf gegen die Unabhängigkeit der Städte; die fürstliche Burg in Berlin (1451). Gleiche Festigkeit aber, wie Friedrich hier bewies, zeigte er seinen Unterthanen gegenüber, wo sie es versuchten, seinen Herrscherrechten zu nahe zu treten: wie sein Vater den Uebermuth eines raubfüchtigen Adels gezügelt hatte, so beugte er den Stolz der großen Städte. In der luxemburgischen Zeit, wo den Städten kein sicherer Schutz Seitens der Landesherren gewährt wurde, hatten sie sich gewöhnt, sich selbst zu helfen und zu diesem Zwecke, wie bereits erwähnt, vielfache Bündnisse unter einander geschlossen. Ihrer Hülfe hatten sich sodann die neuen Landesfürsten bedient, um die Macht des Adels zu vernichten, und auch zur Zeit der Hussiteneinfälle hatten die wehrhaften Bürger erhebliche Dienste geleistet. So konnte es denn leicht kommen, daß das Selbstgefühl der Städte sich übermäßig steigerte; sie nahmen sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit besonders die großen Reichsstädte zum Beispiel, welche in der That eine völlige Selbstständigkeit errungen hatten.

Unter den Städten der Mark hatte sich in jenen Zeiten Berlin sehr gehoben, welches in seiner engen Verbindung mit der Nachbarstadt Köln an der Spree wohl schon der volkreichste Ort des Landes war. Beide Städte, durch einen gemeinsamen Magistrat regiert, waren nicht blos in den Besitz großer Freiheiten und Gerechtigkeiten gelangt, sondern versuchten es auch, der Landeshoheit des Kurfürsten entgegenzutreten und verweigerten ihm hartnäckig das Veffnungsrecht ihrer Thore. Da bot ein Streit zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft dem Fürsten eine willkommene Gelegenheit,

seine Herrschaft über die widerstrebende Stadt zu befestigen. Der Magistrat selbst wandte sich in Folge eines Aufruhrs der Bürger an den Landesherrn um Hülfe; dieser erschien mit sechstausend Reitern schleunigst am Spanbauer Thore, fand in der allgemeinen Bestürzung ungehinderten Einlaß und ordnete die Verhältnisse der beiden Ortschaften so, daß dabei das Ansehen der kurfürstlichen Regierung fest begründet wurde. Die Schlüssel aller Thore sollten fortan im Gewahrsam der Fürsten bleiben, und überdies den Städten verboten sein, eigenmächtig Bündnisse mit anderen Orten zu stiften. Auf diese Entscheidung versuchten zwar die Bürger einen neuen Aufstand zu erregen, derselbe wurde aber durch die kurfürstlichen Waffen leicht gedämpft und hatte nur die Folge, daß Friedrich noch strengere Vorschriften erließ. Das Wichtigste jedoch, was er nun anordnete, war die Anlage einer fürstlichen Burg an der Spree zwischen dem alten Berlin und Köln. Schon seit langer Zeit war der Kurfürst damit umgegangen, seinen bleibenden Sitz in die Mitte der Mark zu verlegen und hatte hierzu Berlin wegen seiner günstigen Lage auszuwählen. Hier gedachte er eine Burg als Sitz seiner Herrschaft zu gründen; jetzt gab ihm die Bezwingung der empörten Stadt einen unmittelbaren Anlaß dazu. Berlin und die Schwesterstadt Köln ahnten damals nicht, zu welcher Größe und ruhmvollen Bedeutung sie hierdurch gelangen sollten, und widersetzten sich wiederholt der Ausführung der kurfürstlichen Befehle. Als jedoch die Burg beendet war, trat Friedrich mit aller Strenge gegen die widerspenstigen Bürger auf und unterdrückte einen erneuerten Aufstand derselben so kräftig und unter Verhängung so schwerer Strafen, daß der Troß der neuen Hauptstadt seitdem gebrochen war. Im Jahre 1451 bezog Friedrich seine Fürstenburg zu Berlin an der Spree; noch heute macht dieselbe einen Theil des großen Schlosses aus, welches die späteren Könige dort inmitten ihres herrlichen Regierungssitzes erbaut haben.

Die Schwanengesellschaft. Um die Ritterschaft des Landes, deren Macht ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitete, fester mit sich zu verbinden und in Gemeinschaft mit derselben Glauben und sittliches Streben sicherer zu verbreiten, stiftete Friedrich II. die denkwürdige Schwanengesellschaft. In der Stiftungsurkunde vom Jahre 1443 erklärte der Fürst, daß der Zweck der Brüderschaft sei, Einigkeit und friedlichen Stand in der heiligen Christenheit, vor allem in seinen eigenen Landen, aufzurichten und zu befördern. Von jeher habe ihm dieser Zweck dringend am Herzen gelegen, und wenn er auf vergangene Zeiten zurückschäue, so beweise es die Geschichte, daß aufrichtige Besserung des Lebens und fromme Zuflucht zu Gott und seinen Heiligen stets das bewährteste Mittel gewesen, die Welt aus Verwirrung, Zwietracht und Irrthum zu reißen. Das Band des christlichen Familienlebens sollte in der Brüderschaft besonders fest geknüpft und gestärkt werden. Das Ordenszeichen bestand in einem Stern, welcher innerhalb der umkränzenden Sonnenstrahlen das Bild der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde zeigte, darunter ein Ring mit einem weißen Schwan, als dem Sinnbild eines freudigen Abschieds von dieser Welt. Von diesem Zeichen hat die Gesellschaft ihren Namen erhalten.

Einer der unmittelbarsten Zwecke des Kurfürsten bei der Gründung dieses Ordens war gewiß die Befestigung einer friedfertigen Gesinnung in der mät-

fischen und fränkischen Ritterschaft. Diesen Zweck scheint er denn auch erreicht zu haben. Die weiteren edlen Absichten des Stifters konnten dagegen ihre Erfüllung nicht erhalten, weil seine Nachfolger dieselben nicht mit gleicher Liebe und Hingebung im Auge behielten. Die Formen der Schwanengesellschaft bestanden wohl ein Jahrhundert hindurch fort, aber der belebende Geist war ihnen längst entschwunden, als der ganze Orden in Folge der Reformation aufgehoben wurde.

Friedrich's letzte Jahre und Entfagung. Die letzten Regierungsjahre Friedrich's II. waren mit Fehden gegen Pommern ausgefüllt. Nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern-Stettin sollten die brandenburgischen Fürsten das Land erben: Herzog Otto von Stettin aber war jetzt der einzige noch übrige männliche Sprößling seines Hauses. Friedrich hatte schon längst auf die Beerbung desselben sein Augenmerk gerichtet und zu diesem Zweck durch Geschenke und allerlei Gunstbezeugungen sich eine Partei im Stettiner Lande zu bilden gewußt, an deren Spitze der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Gilsen, stand. Als nun Herzog Otto starb (1464), warf Albrecht demselben nach einer alten Sitte Helm und Schild in's Grab nach und rief: „Da leit (liegt) unsere Herrschaft von Stettin“, um anzuzeigen, daß das Haus ganz erloschen sei, wonach die Kurfürsten von Brandenburg in ihre vertragsmäßigen Rechte eintreten mußten. Viele Ritter waren gegen die Brandenburger und wollten die Herzöge von Wolgast, die mit den Stettinern verwandt waren, zu Landesherrn. Einer von ihnen sprang in das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also! wir haben noch erbliche, geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu.“ Die Herzöge Eric und Braetislaw von Wolgast nahmen die Herrschaft an und setzten sich in den Besitz des Landes. Der Kurfürst Friedrich suchte zuerst durch friedliche Verhandlungen zu seinem Rechte zu gelangen, erst nach mehrjährigen vergeblichen Anstrengungen griff er zu den Waffen. Mit einem starken Heere fiel er in Pommern ein, aber er fand trotz der Zusagen der benachbarten Fürsten nicht ausreichende Unterstützung, und der Krieg zog sich in gegenseitigen Verheerungszügen und in langwierigen und vergeblichen Belagerungen hin.

Mißmuthig kehrte Friedrich von diesem Feldzuge heim, auf welchem auch seine Gesundheit sehr erschüttert worden war. Mehr als die körperlichen Leiden aber drückte ihn der Kummer um den Tod seines einzigen Sohnes. Er fühlte seitdem nicht mehr die frische Geisteskraft in sich, um die Regierungsgeschäfte mit Segen zu verwalten, und deshalb beschloß er, die Herrschaft niederzulegen und in dem schönen Frankenlande Ruhe für sein müdes Haupt zu suchen. Er übergab die Regierung seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, und behielt sich nur ein Jahrgeld von 12,000 Gulden vor. Seine letzten Schritte entsprachen dem Geiste der Frömmigkeit, der ihn immer besetzt hatte: er stiftete ein Nonnenkloster zu Stendal und eine neue Pfarrkirche mit einem Domcapitel in Köln an der Spree. In rührender, herzlicher Weise, wie ein wahrer Vater seines Volks, nahm er in Thränen und mit Segenswünschen von den Ständen Abschied (1470) und zog dann nach Franken auf die Pfaffenburg, wo er schon im nächsten Jahre starb (1471).

10. Albrecht Achilles (1470 — 1486) und Johann Cicero (1486 — 1499).

Albrecht Achilles' ritterlicher Sinn. Friedrich's II. Bruder und Nachfolger Albrecht war von demselben in seinem ganzen Wesen sehr verschieden. Seine Zeitgenossen nannten ihn den deutschen Achilles und er führte diesen Namen mit Recht; denn wie der viel besungene Sohn des Pelens im Schlachtgetümmel sein rechtes Lebensselement hatte, so war dem brandenburgischen Achilles auch am wohlsten, wenn er im ritterlichen Kampf seine Kraft erproben oder sein Recht vertheidigen konnte. Während sein Bruder Friedrich, so tapfer er sich zeigte, wenn eine dringende Pflicht ihn zum Streite rief, doch nur ungern das Schwert zog, stürzte Albrecht mit wahrer Lust von einer Fehde in die andere, und durch das ganze Reich ging der früh erworbene Ruf und die Bewunderung seiner kühnen Thaten. Friedrich hatte in der Schwanengesellschaft einen Bund zu stiften gesucht, durch welchen an die Stelle des unbändigen stürmischen Ritterwesens ein milderer Geist des Friedens und der Einigkeit treten sollte; Albrecht dagegen stellte vor dem Untergang des alten Ritterthums noch einmal die ganze Fülle und Blüthe ritterlicher Kraft und ritterlichen Thuns in der kräftigsten Erscheinung dar. Von dem Vater, Friedrich I., hatte er den hohen Wuchs und die stolze fürstliche Haltung geerbt, von der Mutter, der „schönen Else“, den Reiz der Schönheit und Anmuth. Von Jugend auf hatte er im Kampfspiel und auf dem Schlachtfelde nur Lorbeeren geerntet: in achtzehn Turnieren soll er nur ein einzig Mal den Sattel geräumt haben, und selbst da nicht, ohne gleichzeitig seinen Gegner vom Rosse zu werfen. Siebzehn Mal trug er, ungepanzert, nur mit Helm und Schild bedeckt, im Scharfstechen den Siegespreis davon. Schon als sechszehnjähriger Knabe focht er an seines Vaters Seite in Böhmen gegen die Hussiten, und von da ab reihete sich Kampf an Kampf, Schlacht an Schlacht in seinem thatenreichen Leben. Am öftesten hat Albrecht für seinen Kaiser das tapfere Schwert gezogen; seine eigenen Fürstenrechte vertheidigte er in heißem Kampfe gegen die Nürnberger und gegen seinen Vetter, den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut. Schon früh hatten die beiden Prinzen, wenn Albrecht am Landshuter Hofe zum Besuch war, unaufhörlich mit einander gestritten und gerungen, so daß der alte Ritter von Rechenberg einst kopfschüttelnd ausrief: „Ihr jungen Herren trägt einen ganzen Korb voll Unglück feil! Gott weiß, wann ihr ihn ausschüttet.“ Und in der That gab es zwischen den Beiden manche blutige Schlacht. Am gewaltigsten zeigte sich Albrecht's tapferer Muth in einem Kampfe gegen die Nürnberger. Er war mit ihnen über die dortige Burg in Streit gerathen, und mit seinen Brüdern und einigen anderen Bundesgenossen befehdete er die Bürgerschaft, welche bei vielen benachbarten Städten und Fürsten Hülfe fand. Neunmal in einem Jahre kam es zur Schlacht und fast immer war Albrecht siegreich: er selbst jeder Zeit vorn im Schlachtgewühl, beim Sturm der erste auf der Mauer.

Viele glänzende Züge erzählt die staumende Mitwelt von dem deutschen Achilles; kein Wunder, daß er bei solcher Heldenkraft bis in sein Alter hinein an Kriegsthaten mehr Lust behielt, als an den Werken des Friedens.

Pracht an Albrecht's Hoflager. Nach der Weise des Ritterthums

in seiner glänzendsten Entwicklung war Albrecht zugleich ein Freund prächtiger Hofhaltung, und sein Wohnsitz, die Radolzburg in Franken, gab ein Bild des glänzendsten Lebens aus der Blüthe der besseren Ritterzeit, wo neben der Thatkraft auch feinere gebildete Sitte und adeliger Anstand zur Zierde gereichten. Durch die Pracht seines Hoflagers überstrahlte er alle Fürsten des Reichs und wetteiferte darin mit Karl dem Kühnen von Burgund; weithin war die Radolzburg berühmt durch ihre herrlichen Festlichkeiten und Ritterspiele. Die Kurfürstin erschien bei festlichen Gelegenheiten in vergoldetem Wagen und ihr reiches Gewand war von kostbaren Perlen und Juwelen wie besäet. Bei einer Hochzeit am bairischen Hofe sah man Albrecht mit einem Gefolge von dreizehnhundert Pferden einziehen; die Kurfürstin aber führte über hundert edle Damen mit sich, deren Schönheit und strahlender Schmuck Alles in Erstaunen setzten, und selbst den glänzendsten Hofstaat Kaiser Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian verdunkelten.

Doch nicht in Kriegsglanz allein und in äußerer Herrlichkeit zeigte sich Albrecht's reiche Begabung, sein Geist war zugleich hoch gebildet und sein Herz voll Ehre und Treue; auch er, wie seine Vorfahren, bewährte solche Treue besonders im Dienste seines Kaisers, dem er in vielfachen Verlegenheiten ein treuer Rathgeber und Beistand war. Wiewohl Albrecht nicht ohne warme und feurige Frömmigkeit war, so blieb ihm doch seines Bruders Eifer für die Kirche fremd; sein stolzer Herrscher Sinn mochte besonders die Uebergriffe nicht vertragen, welche sich die Geistlichen überall gestatteteten. Mit Kraft und Entschiedenheit trat er gegen solches Streben auf und kümmerte sich dabei wenig um der Geistlichen Bann und Interdict; meistens wußte sein kräftiger Wille auch hier durchzudringen, und es kann uns nicht verwundern, wenn ihm die Geistlichen darum wenig hold waren. Viel nachtheiliger war es, daß sein ritterlicher Geist, besonders in Folge der vielen Fehden mit den Bürgern von Nürnberg, sich zu einer gewissen Geringschätzung des bürgerlichen Strebens und Gewerbfleißes hinneigte. Es hatte seinen stolzen Sinn empört, daß die Kaufleute, „die Krämer“ von Nürnberg, einem Ritter und Fürsten, wie er, zu widerstehen wagten, und er behielt seitdem eine Art Groll gegen den Hochmuth der Städte. Dadurch gab er bei seinem späteren Auftreten in der Mark viel Anstoß und verscherzte vielfach die Liebe seiner Unterthanen.

Albrecht und die Märker. Albrecht vereinigte nach dem Tode seiner Brüder wieder alle Besitzungen Friedrich's I. in Brandenburg und in Franken. Er wollte jedoch den schönen Aufenthalt in seinem Erblande nicht aufgeben, ging nur selten nach der Mark und überließ dort seinem Sohne Johann die Regierung. Erst als dieser in dem fortgesetzten Krieg mit Pommern in Verlegenheit gerathen war und des Vaters Hülfe bedurfte, erschien Albrecht zum ersten Mal in seinem neuen Lande, aber der Eindruck, welchen er hier machte, war kein glücklicher, sein vornehmes Auftreten verletzte die Bürger wie die Ritterschaft. Er kam im ganzen Glanze seiner fürstlichen Herrlichkeit, von einem großen Gefolge fränkischer Ritter und Hofleute umgeben. Die Märker, welche voll staunender Erwartung dem gepriesenen Helden entgegen saßen, hatten ihm in Salzwedel, der alten Hauptstadt der Mark, einen nach ihrer Art prächtigen Empfang bereitet. In festlichem Zuge, Kreuz und Fahne

voran, wurde er von der Geistlichkeit und den Schulen, dem Rath und der Bürgerschaft, Männern und Frauen in ihrem besten Schmuck eingeholt und zur Kirche geleitet, wo man ein feierliches Te Deum sang. Hierauf brachte der Rath dem Fürsten Geschenke in's Schloß, freilich nach märkischer Sitte nur Hafer, Fische, Hammelkeulen und Bier, was von Albrecht's übermüthigen Genossen sehr geringschätzig aufgenommen wurde: auch er selbst dankte den einfachen Märkern kaum, und sie fanden sich durch sein Verhalten sehr verletzt. Noch mehr stieg das Mißvergnügen bei dem Gastmahl, welches dem Fürsten nach der Huldigung gegeben wurde. Die Bürger ließen ihm zwei große Mulden voll Gewürz (Zuckerwerk), ferner Claretwein und eimbeckisches Bier reichen: Albrecht aber kostete kaum davon und gab es sofort geringschätzig der Dienerschaft. Während des Mahls standen die Ritter der Mark Brandenburg am „Schornstein“ (Kamin), unbeachtet vom Kurfürsten und seinen vornehmen Begleitern, so daß hier der Adel nicht minder beleidigt wurde, als die Bürger. Dazu kam, daß sich Albrecht die Bestätigung der alten Privilegien von den Städten theuer bezahlen ließ und eine neue Steuer, die Bierziese (eine Abgabe von jeder Tonne Bier), einführte. Es kam darüber zu heftigem Streit, zuletzt aber mußten die Marken 100,000 Gulden bewilligen, welche zur Deckung der Landeschulden nöthig waren; nur wahrten sich die Stände, daß der Fürst in Zukunft keine neue Auflage machen solle, außer in den drei Fällen, „wenn er etwa Krieg mit Beirath der Stände führen, oder im Felde eine bedeutende Niederlage erleben möchte, oder wenn seiner Kinder eines auszustatten wäre.“

Des Kurfürsten geringschätziges Auftreten gegen die märkische Ritterschaft scheint seinen Grund theils in der Erinnerung an den Widerstand gehabt zu haben, welchen dieselbe seinem Vater bei der ersten Besitzergreifung entgegengesetzt hatte, theils in dem Unwillen über das noch nicht ganz ausgerottete Raubwesen, dessen sich einzelne Adelige immer wieder schuldig machten. Noch von den früheren Thaten der Quisow's und ihres Gleichen her war die Mark in Verruf, und Albrecht sagte selbst, es sei zum Sprüchwort geworden, „was man irgendwo vermisse, das möge man nur in der Mark Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark genommen.“ Zwar war es jetzt nur ein kleiner Theil der Ritterschaft, welcher noch das schimpfliche Handwerk der „Wegelagerer“ und „Landbeschädiger“ trieb, aber Albrecht warf der ganzen Ritterschaft vor, daß sie diesen Wenigen nicht einmüthig widerstehe, „der Straßenraub,“ sagte er, „könnte doch nicht möglich sein, wo man getreuen Widerstand thun und einhelliglich dawider handeln wollte.“ Seit den Kriegen mit Pommern besonders waren die Räubereien wieder häufiger geworden, und der Kurfürst erließ deshalb eine strenge Verordnung gegen die Landbeschädiger, „damit solche Nachschreieung von dem Lande abgewendet werde, und ein löbliches Gerücht aufwachsen möge.“

Vertrag über Pommern. Das Nächste, was Albrecht für die Marken zu thun vorfand, war die Erledigung des Streites mit Pommern. Zu diesem Zweck hatte er sich vorsichtiger Weise, noch ehe er in das Land kam, vom Kaiser sein gutes Recht auf Pommern bestätigen lassen. Der Kaiser belehnte ihn mit den Herzogthümern Stettin, Pommern, Wenden und mit dem Fürsten-

thum Rügen, und erließ an die Herzöge von Wolgast Gebotsbriefe, den Kurfürsten an der Besitznahme nicht zu hindern. Diese Fürsten leisteten jedoch dem kaiserlichen Befehl Widerstand und erst nach vielen Verhandlungen kam es durch Vermittelung der Herzöge von Mecklenburg zu einem Vertrage in Prenzlau, nach welchem der Kurfürst diejenigen pommerschen Ortschaften behielt, die er in Besitz hatte, während das Uebrige — und das war der größte Theil des Landes, — den Herzögen von Wolgast als märkisches Lehen verbleiben sollte. Nach kaum zwei Jahren wurde dieser Vertrag von dem jungen Herzog Boguslaw von Wolgast gebrochen, indem er als selbstständiger Fürst regieren und die Lehenspflicht gegen Brandenburg nicht anerkennen wollte. Mit nur geringen Schaaren rückte Albrecht kühn gegen den Feind und bewährte auch hier seinen alten Kriegsrühm, aber auf die Vorstellungen der Herzöge von Mecklenburg kam es wieder zum Vergleich, und es wurde nun festgestellt, beide Theile sollten behalten, was sie inne hatten, Boguslaw's gesamtes Land aber beim Erlöschen seines männlichen Stammes an Brandenburg fallen. Albrecht ließ sich an diesem Vertrage genügen; besonders weil der Kaiser auf einem größeren Schauplatze, in den Fehden mit Burgund seines ruhmvollen Armes bedurfte. Derselbe vertraute ihm die Anführung des Reichsheeres an, aber der tapfere Fürst fand dort, da es zu wichtigeren Schlachten nicht kam, nicht die gehoffte Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten.

Markgraf Johann als Statthalter. Während er selbst nun theils im Dienste des Reichs, theils in Franken abwesend war, ließ er die Marken von seinem Sohne Johann regieren, den er im Jahr 1476 auch ganz und gar zum Statthalter bestellte. Johann war bemüht, den Mißmuth, welchen Albrecht's schroffes Auftreten bei den Märkern erzeugt hatte, durch mildes, leutseliges Verfahren allmählig zu beschwichtigen, was ihm zum Theil auch glückte. Sein Leben und seine Hofhaltung bildeten durch Bescheidenheit, ja Aermlichkeit einen merkwürdigen Gegensatz gegen die große Pracht und Herrlichkeit an Albrecht's Hofe. Der Aufwand, in dem sich der Vater gefiel, kostete natürlich große Summen und verzehrte auch die Einnahmen aus der Mark. So sparsam Johann war, so konnte er doch nimmer genug Geld nach Franken schicken; er verkaufte das ganze markgräfliche Silbergeschirr, aber Alles reichte nicht hin, und was das Schlimmste war, er selbst gerieth fortwährend in die größte Verlegenheit. Während Albrecht bei den Festen in Franken und Baiern durch sein prächtiges Gefolge Alles in Staunen versetzte, wußte sein Sohn in der Mark nicht, woher er einige hundert Gulden nehmen sollte, um die Zinsen einer alten Schuld zu bezahlen. Er klagt in den Briefen an seinen Vater, wie er in Mangel ist an Teppichen, Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr, weil er Alles nachammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung leiden müsse. Seine Hochzeit mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Sachsen, mit welcher er längst verlobt ist, muß immer wieder unterbleiben, weil er das nöthige Geld nicht aufbringen kann. Der Vater ertheilt ihm guten Rath, wie er die Hochzeit einrichten soll, aber Geld giebt er ihm nicht. Endlich im Jahre 1476 wurde die Vermählung gefeiert, aber in gar bescheidener Weise und weit entfernt von dem Glanze, mit welchem der Vater bei der bairischen Vermählung aufgetreten war.

Wiewohl Johann sich in dieser Lage nicht eben glücklich befinden konnte und seine Thatkraft durch solche Verhältnisse sehr gelähmt sah, so suchte er doch nach besten Kräften für des Landes Wohlfahrt zu sorgen. Uebrigens that er nichts von Wichtigkeit, ohne seinen Vater vorher zu befragen, zu dessen Ansehen und Herrscherkraft er mit Ehrfurcht hinausblickte, überzeugt, daß derselbe „in seinem mindesten Knie (Glie) mehr Verstand besitze, als er sammt seinen Räthen in allen ihren Köpfen und Leichnamen (Körpern).“

Krieg mit Johann von Priebus. Auch währte es nicht lange, daß der Kurfürst selbst sich in die märkischen Angelegenheiten persönlich wieder mischen mußte; ein Krieg um schlesische Landschaften gab hierzu Veranlassung. Albrecht hatte seine achtjährige Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich von Glogau verlobt. Nach zwei Jahren, als die Prinzessin kaum 10 Jahre alt war, fand die Vermählung statt, Heinrich starb aber bald darauf, nachdem er, wie berichtet wird, seine Gemahlin zur Erbin eingesetzt hatte. Dagegen erhob der Vetter des verstorbenen Herzogs, Johann von Sagan (meist Johann von Priebus genannt), Widerspruch, ebenso die Könige Mathias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen. Die Glogauer erklärten sich für Johann von Priebus, welcher, unterstützt von Mathias, in die Mark einfiel, dieselbe furchtbar verheerte und Frankfurt, wohin sich der Markgraf Johann zurückgezogen hatte, mit starker Macht belagerte. Dieser war in der größten Verlegenheit; denn auch die pommerischen Herzöge suchten seine Lage zu benutzen, um ihm alles pommerische Gebiet wieder zu entreißen. Vergeblich bat er zuerst seinen Vater Albrecht um Hülfe; der alte Krieger meinte, Johann müßte mit so wenigen Feinden, wenn sie ihm auch an Zahl überlegen wären, doch allein fertig werden. Da ging endlich eine Botschaft der wichtigsten märkischen Städte und der Ritterschaft zu Albrecht, ihm die Rettung aus der drohenden Gefahr an's Herz zu legen. Er entschloß sich nun, mit fränkischen Truppen in die Mark zu kommen. Zuerst wandte er sich gegen die Pommern, die er leicht zur Ruhe zwang, dann rückte er gegen Herzog Hans von Priebus, mit dem es bei Rossen zur Schlacht kam. Die ganze Kriegsmacht desselben wurde durch Albrecht aufgerieben oder zerstreut; kaum rettete Johann das Leben durch die Flucht. Noch einmal versuchte er sein Glück, indem er die Mark mit neuen Raubzügen belästigte, aber als sein Bundesgenosse König Mathias in Ungarn mit den Türken zu thun erhielt, ließ er von dem Kampfe ab, und nach einigen Jahren 1482 schloß er mit Brandenburg einen Vertrag zu Camenz, durch welchen die Kurfürsten in den Besitz von Rossen, Züllichau und Sommerfeld gelangten. Zunächst wurde zwar bestimmt, daß die Krone Böhmen diese Länder um 50,000 Dukaten zurückkaufen könnte, doch wurde auf dieses Wiedereinslösungsrecht später (1537) verzichtet. Die brandenburgischen Fürsten führten seitdem als Besitzer dieses Theils des schlesischen Herzogthums Glogau den Titel: „Herzöge in Schlesien zu Rossen.“

Das hohenzollernsche Hausgesetz (1473). Das Bedeutendste, was Kurfürst Albrecht für die aufstrebende Herrschaft der Hohenzollern gethan, ist das von ihm erlassene Hausgesetz. Im Jahre 1473 bestimmte er in seinem Schlosse zu Köln an der Spree, unter Zustimmung seiner Gemahlin und seiner beiden ältesten Söhne, daß die brandenburgischen Marken sammt allen

ihren Zubehören und Rechten seinem ältesten Sohne und dessen Erben verbleiben sollten, den beiden folgenden Söhnen aber und deren Erben wurden die fränkischen Fürstenthümer bestimmt, und gleichzeitig verordnet, daß es für und für von dem einen Sohn auf den andern also gehalten werden sollte, daß niemals mehr, denn die drei älteren Söhne, zu gleicher Zeit weltlich regierende Fürsten in diesen Landen seien und zwar also, daß jedes mal die Mark Brandenburg dem ältesten angehöre. Die Söhne nach dem dritten sollten im geistlichen Stande versorgt, die Töchter mit Geld ausgestattet werden, unter den regierenden Fürsten der Mark und der fränkischen Fürstenthümer aber ewige Freundschaft und Bundesgenossenschaft bestehen.

Durch dieses Hausgesetz sollte künftigen Theilungen der brandenburgischen Lande vorgebeugt werden, und dasselbe hat unzweifelhaft sehr viel zur Erhaltung und zum Wachsthum der brandenburgischen Herrschaft beigetragen.

Kurfürst Albrecht schloß sich seinen beiden Vorgängern Friedrich I. und II. darin würdig an, daß er gleich ihnen das Ansehen seines Hauses im deutschen Reiche sehr hoch erhielt. Seines Namens Glanz und Ruhm strahlte auf die Marken zurück, die er beherrschte, und die Geltung, welche sein tapferer Arm und sein kluger Rath bei dem Kaiser gewann, gereichte auch seinem Lande zu großem Vortheil.

Albrecht's Ende (1486). Albrecht war bereits ein Greis, als er noch den Reichstag zu Frankfurt besuchte und sich im Lehnstuhl zur Kaiserwahl tragen ließ, um die Wahl Maximilian's, jenes trefflichen Kaisers aus dem habsburger Geschlecht zu unterstützen. Als der glänzende Zug aus der Kirche heimkehrte, trug der Kurfürst, gleichfalls auf dem Lehnstuhle sitzend, dem neuen Reichsoberhaupt das Scepter voran. Noch ließ er sich täglich in das Rathszimmer des Reichstages tragen; aber bald fühlte er sein Ende nahen und bereitete sich in dem Predigerkloster zu Frankfurt mit Gebet und frommen Uebungen zu einem christlichen Sterben vor. In solcher Andacht verschied er eines Tages im Kloster ebenso friedlich und still, wie sein Leben voll Kampf und Unruhe gewesen war. Der Kaiser und alle Fürsten des Reichs gaben ihm am nächsten Sonntage das Geleit zum feierlichen Todtenamt, und dann bis an den Main, wo die Bahre in ein Schiff gesetzt und nach Franken gebracht wurde (1486).

Johann (Cicero) als Kurfürst (1486—1499). Johann, der bisherige Statthalter der Marken, übernahm die Regierung jetzt als Kurfürst. Er ist der erste hohenzollernsche Regent, welcher seinen Wohnsitz bleibend im brandenburgischen Lande nahm, während seine Vorgänger am liebsten in Franken, dagegen meistens nur auf dringende Veranlassungen längere Zeit hindurch in den Marken gelebt hatten. Der ernste Eifer für die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes, welchen er schon als Statthalter bewährt hatte, zeigte sich nunmehr weit erfolgreicher, da er jetzt ganz nach eigenem besten Wissen regieren und des Landes Einkünfte, welche bis dahin meistens an den fränkischen Hof gegangen waren, nun zum eigenen Besten des Landes verwenden konnte. Sparsamkeit und strenge Ordnung zeichneten seine Regierung vortheilhaft aus, aber seine Sorgfalt in Beschrän-

lung der Ausgaben reichte nicht hin, um die Landesschulden zu tilgen und die Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen. Die Einnahmen von den fürstlichen Gütern, vom Grundzins und von sonstigen Abgaben hatten sich durch die vielen Verpfändungen und Veräußerungen immerfort vermindert, wogegen die Ausgaben der Kurfürsten mit der Zeit bedeutend zugenommen hatten. Theils erforderte die Hofhaltung jetzt viel mehr Aufwand, als früher, theils verursachten die vielen Reisen der Kurfürsten zu den Reichstagen und anderen Versammlungen, sowie endlich die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung und Wahrung der brandenburgischen Macht große Kosten. Der neue Kurfürst stellte dies Alles den Ständen vor, und da sie seinen redlichen Willen für das Beste des Landes wohl erkannten, so bewilligten sie aus freien Stücken die von seinem Vater vergebens geforderte Bierziese. Nur die altmärkischen Städte, welche seit dem verlegenden Auftreten des Albrecht Achilles ihren Groll gegen die hohenzollernschen Kurfürsten nicht wieder aufgegeben hatten, verweigerten die Abgabe. In Stendal besonders rotteten sich die Bürger zusammen, zwangen den Rath, sich gegen die kurfürstlichen Befehle aufzulehnen und wiesen einen Abgesandten des Kurfürsten schnöde zurück. Andere Städte folgten ihrem Beispiel. Aber Johann zeigte hier, daß er, wenn es sein mußte, auch kräftigen Einschreitens fähig war: schleunigst erschien er mit seinen Truppen vor Stendal, nahm die Stadt ein und bestrafte die Rädelsführer der Empörung mit dem Tode. Da säumten die übrigen aufrührerischen Orte nicht, sich seiner Gnade zu ergeben; der Fürst strafte sie mit Entziehung vieler Freiheiten, und die auferlegte Abgabe wurde nun überall unweigerlich geleistet.

Seitdem war die Regierung Johann's durch keine Unruhe mehr gestört; auch der Frieden mit den benachbarten Staaten erlitt keine Unterbrechung, — und so konnte der wohlwollende Fürst seine ganze Sorgfalt, wie es seiner Neigung entsprach, auf die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, auf Förderung der bürgerlichen Thätigkeit, des Handels und der Gewerbe richten.

Gründung der Frankfurter Universität (1506). Wie seine Regierung durch solche friedliche Bestrebungen dem Lande zum großen Segen gereichte, so ging von ihm auch noch ein Unternehmen aus, welches für die Förderung der geistigen Bildung in den Marken von großer Bedeutung war, nämlich die Gründung der Universität Frankfurt. Man darf annehmen, daß Johann, welcher selbst eine für jene Zeiten ehrenwerthe Bildung besaß und besonders in lateinischer Rede so geübt war, daß man ihm deshalb den Beinamen Cicero gab, schon längst mit dem Plane umgegangen sein mochte, auch in seinem Lande eine Hochschule zu errichten. Einen neuen Anlaß und eine erwünschte Gelegenheit zur Ausföhrung seines Planes erhielt er durch den Professor der Medicin Pistoris, der ihn bei seinen schweren Leiden an der Wassersucht mit Rath öfter unterstützte. Pistoris war Professor an der Universität Leipzig, hatte aber dort sehr heftige wissenschaftliche Streitigkeiten gehabt, welche ihm eine Veränderung seines Aufenthaltes wünschenswerth machten. Er schlug dem Kurfürsten vor, eine Universität in der Mark zu errichten; Johann ging gern darauf ein und wählte Frankfurt an der Oder wegen bequemer Lage und Wohlfeilheit der Lebensmittel zum Sitze derselben. Der Bau war bereits begonnen, als der Kurfürst starb (1499). Sein Werk aber wurde von seinem Sohne und Nachfolger fortgesetzt. Im Jahre 1506 erhielt die neue

Universität die Bestätigung vom Papste und wurde feierlich eingeweiht: Pistoris hatte zwar seinen Sinn geändert und übernahm die ihm zugedachte Stellung nicht, aber statt seiner trat der bekannte Gelehrte Wimpina als erster Rector ein. Das Kanzleramt bei der Universität sollte jederzeit der Bischof von Lebus haben. Die neue Anstalt nahm einen sehr schnellen Aufschwung: binnen Kurzem war dieselbe von tausend Schülern besucht. Doch war dieser glänzende Erfolg nicht dauernd; besonders seitdem die benachbarte Universität Wittenberg, als Sitz der Reformation, zu großer Berühmtheit gelangte, wogegen die Frankfurter Hochschule durch ihren Widerstand gegen die Reformation sich selbst den Todesstoß gab.

Johann's Ende (1499). Johann Cicero ertheilte noch auf dem Todtbette seinem Sohne Joachim sehr eindringliche Lehren, wie er seine Unterthanen am besten beglücken könne; es war dies ein letzter Beweis seiner treuen Liebe zu seinem Volke. Besonders warnte er den Kurprinzen davor, die Unterthanen mit Abgaben zu beschweren und ihr Vermögen zu erschöpfen, da es eine schlechte Ehre sei, über Bettler zu herrschen; vom Kriegführen mahnte er ab, außer zur Beschützung des Vaterlandes und zur Abwehr großer Unbilligkeit.

Wie Kurfürst Johann der erste unter den Hohenzollern war, der seinen bleibenden Wohnsitz in der Mark gehabt, so war er auch der erste, dessen Leiche auf brandenburgischem Boden die letzte Ruhestätte fand. Im Kloster Lehnin wurden seine sterblichen Reste beigesetzt, später aber in den Dom zu Köln an der Spree gebracht, wo ein schönes Denkmal von Adam Vischer an den wohlwollenden, redlichen Fürsten erinnert.

11. Kurfürst Joachim I. Nestor (1499 — 1535).

Kurfürst Joachim I., Johann Cicero's Sohn und Nachfolger, führte die Regierung in einer Zeit, wo ein neuer Geist, der Geist der Reformation und Wiedergeburt ganz Europa durchdrang: Deutschland war der erste und wichtigste Heerd dieser geistigen Erneuerung, und auch unsere brandenburgischen Marken wurden sehr bald davon ergriffen. Wenn in solcher Zeit der Bewegung und Erschütterung ein Fürst sich mit Ansehen und Ehren behaupten soll, so muß ihm eine gewisse geistige Kraft und Bedeutung inne wohnen, welche ihn einen bestimmten Standpunkt mit Bewußtsein und Entschiedenheit einnehmen läßt. Dies war bei Joachim I. der Fall, und obgleich er nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit sich dem neuen Leben feindlich gegenüberstellte, obgleich ihm verborgen blieb, wie in der Reformation ein Keim neuer Größe für Preußen enthalten war, so muß ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er bei seinem Widerstand nach seiner besten Ueberzeugung und nach Pflicht und Gewissen handelte, nicht nach den Rücksichten weltlicher Klugheit und List, wie er auch in allen übrigen Beziehungen die Regentenspflichten mit gewissenhafter Treue, mit Einsicht und kräftiger Entschlossenheit erfüllte. Ehe wir den Beginn der Reformation und Joachim's Verhalten zu derselben besonders in's Auge fassen, richten wir jedoch unseren Blick auf des Kurfürsten sonstige Regierungshandlungen.

Joachim war bei des Vaters Tode erst funfzehn Jahr alt, aber an Körper und Geist bereits über dieses Alter hinaus entwickelt. Von hoher, kräftiger

Gestalt, trug er in seinen jugendlich schönen Zügen zugleich einen gewissen Ernst; sein Geist, für dessen Bildung frühzeitig gesorgt worden war, hatte sich der Liebe der Wissenschaften in ernster Weise zugewandt, und er blieb jederzeit mit bedeutenden Gelehrten in Verbindung. Besonders war er dem Studium des Alterthums und der Geschichte ergeben und hatte sich eine große Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen, wie der französischen und italienischen Sprache angeeignet. Diese ausgezeichnete Bildung verlieh seinem Wort in den Fürstenversammlungen ein großes Gewicht; meistens war er der vorzüglichste Sprecher unter den Fürsten, und wegen der Geltung seines verständigen Rathes wurde ihm der Name jenes von Homer gepriesenen Weisen unter den griechischen Heerführern, der Name Nestor, beigelegt. Eine besondere, in jenen Jahrhunderten aber nicht seltene Vorliebe hatte der Kurfürst für die Sterndeuterei; das Volk glaubte, daß er an dieser Wissenschaft eine Quelle übernatürlichen Wissens habe und die Rathschläge Anderer zu erforschen im Stande sei. Seine Menschenkenntniß und durchdringende Einsicht mag diesen Glauben befördert haben. Was Joachim als richtig erkannt hatte, das suchte er mit unbeugsamem Willen durchzusetzen, und jeder Widerstand reizte seinen leicht entbrennenden Zorn: er war von strenger Gemüthsart, aber doch von jeder Willkür fern und im Allgemeinen von redlichem Wohlwollen für seine Unterthanen beseelt.

Die Pest in Brandenburg; Vernichtung des Raubwesens. Der Anfang seiner Regierung wurde in einem Theil der Marken durch großes Unheil bezeichnet: eine fürchterliche Pest verbreitete unter dem Volke Schrecken und Verzweiflung. Im nächsten Jahre folgte eine verderbliche Dürre, welche die Saaten erstickte und eine gewaltige Hungersnoth herbeiführte. Unter den Uebeln, welche im Gefolge dieser Landplagen eintraten, griff auch der Raubfrevler von Neuem um sich, und mehrere der adeligen Familien wurden in dieser unheilvollen Zeit so sehr zum Schrecken des Volks, daß die armen Landleute sogar in ihren Gebeten Gott um Schutz gegen dieselben anflehten. Daher stammen die in den Marken überall bekannten Verse:

„Vor Köckeritz und Lüderitz,
vor Krachten und vor Ikenplitz
behüt uns lieber Herre Gott.“

Die Frechheit der „Landbeschädiger“ stieg um so höher, da sie vermeinten, unter dem noch jungen Kurfürsten ungeahndet ihr Wesen treiben zu können: selbst einzelne Ritter seines Hofstaates entblödeten sich nicht, an den nächtlichen Raubzügen jener gefürchteten Gefellen Theil zu nehmen. Aber sie hatten sich in Joachim getäuscht und sollten bald seinen ersten Willen erfahren, dem Raubwesen ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Ohne Gnade und ohne Ansehen der Person verurtheilte er alle Raubfrevler zum Tode und ließ das Urtheil unerbittlich vollziehen; selbst einer seiner Hofleute starb durch Henkershand. Hierüber erbittert, wollten die Raubritter sich an ihm selber rächen, schlossen hierzu einen heimlichen Bund, und einer der Verschworenen wagte es sogar, dem Fürsten an sein Schlafgemach folgende Drohworte zu schreiben: „Joachimke, Joachimke, hüte dy! fange wy dy, so hange wy dy.“ Joachim aber war nicht der Mann, sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen; er fuhr fort, mit aller Strenge gegen die Uebelthäter zu ver-

fahren. Da legten ihm die Verschworenen einst bei der Jagd auf der Röpener Haide einen Hinterhalt; der Fürst wurde jedoch von einem Bauern gewarnt, ließ seine Reifigen herbeikommen, jagte die Verschworenen aus ihrem Hinterhalt auf und nahm eine große Anzahl derselben nebst ihrem Führer gefangen. Sie erlitten zur Warnung einen schrecklichen Tod.

Um das Uebel gründlich auszurotten, schickte der Fürst eine Anzahl bewaffneter Reiter mit Henkersknechten überall im Lande umher, die Landbeschädiger aufzugreifen und sofort zu hängen. In einem Jahre wurden auf diese Weise über siebenzig Junker und Knechte zum schimpflichsten Tode gebracht. Selbst die Fürsprache der angesehensten Verwandten, auch fürstlicher Personen wurde von dem strengen Joachim nicht beachtet, und als sein Onkel, der Markgraf Friedrich von Anspach, an ihn schrieb, er möchte nicht fürder gegen den Adel seines Landes wüthen, antwortete er: „Abelich Blut habe ich nicht vergossen, sondern nur Schelme, Räuber und Mörder hinrichten lassen. Wären dieses redliche Edelleute gewesen, so würden sie kein Verbrechen begangen haben.“ Ein ander Mal, als ein Ritter aus dem Mecklenburgischen ergriffen worden war, baten dessen zahlreiche Verwandte, nebst vielen Fürsten und Joachim's eigene Gemahlin, sowie sein Bruder für denselben, auch bot der Ritter sein ganzes Vermögen als Lösegeld; Joachim aber sagte: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe oder Strafbare um Geld freilasse, und wenn dieser und jeder andere als Verbrecher Ergriffene hundert tausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern.“

Natürlich waren die Bauern und die Städte sehr bereitwillig, dem Fürsten bei seinem Unternehmen zur Ausrottung der Raubereien allen Beistand zu leisten, und so gelang es seinen ernstlichen Bemühungen, denen sich auch die benachbarten Fürsten angeschlossen, die innere Sicherheit endlich wieder herzustellen und durch fortgesetzte Strenge zu befestigen. Die Marken erholten sich nun zusehends von den Zeiten der Noth und der Bedrängniß, und der Kurfürst konnte nach wenigen Jahren des Friedens mit Genugthuung auf die wieder erblühenden Länder sehen, welche seinem Scepter unterworfen waren. Auch außerhalb Brandenburgs wurde sein Name mit Achtung und Ruhm genannt, und die Stadt Hamburg begab sich während eines Streits der Hansestädte mit Dänemark freiwillig unter seinen Schutz.

Joachim's landesväterliche Thätigkeit. In der That verdiente Joachim solches Vertrauen, wie der ganze Verlauf seiner eben so vorsorglichen und landesväterlichen, als strengen Regierung erwies. Wir sehen ihn später durch das ganze Land reisen, um sich eine genaue Kenntniß von allen Verhältnissen zu verschaffen. Ueberall wird er mit Jubel empfangen: denn man weiß von ihm, wie ein alter Schriftsteller sagt, daß er „aus gnädiger Zuneigung und Wohlmeinung kommt, um sich überall nach dem Regimente und Wesen der Städte zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit Städte und Einwohner an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werden.“ Nach dieser Reise erließ Joachim eine allgemeine Städteordnung, worin unter Anderem auch die Einführung gleicher Maaße und Gewichte in allen märkischen Ländern

vorgeschrieben wurde, während bis dahin jede Landschaft ihrer besonderen Gewohnheit darin gefolgt war.

Vor Allem aber hat sich Kurfürst Joachim's landesväterliche Fürsorge und Weisheit durch die **Errichtung des Kammergerichts** ein bleibendes Denkmal gesetzt (1516). Die Grafen, Ritter und fürstlichen Hofbeamten, welche bis dahin keinem sonstigen Gerichte unterworfen waren, wurden an dieses neue Gericht gewiesen, welchem außerdem auch die Beaufsichtigung aller übrigen Richter und die höchste Entscheidung über die Urtheilssprüche derselben übertragen wurde. Zwölf Mitglieder, vier vom Fürsten, acht von den Ständen gewählt, bildeten das Kammergericht, dessen Sitzungen drei Mal im Jahre zu Köln an der Spree und einmal in Tangermünde stattfinden sollten. Der Kurfürst empfahl ihnen aufs Eindringlichste, unparteiisch Recht zu sprechen, alle unnützen Weitläufigkeiten zu vermeiden und vor Allem den Weg gütlichen Vergleichs zu suchen.

Voll Dankbarkeit für die unverkennbaren Wohlthaten dieser Regierung bewilligten die brandenburgischen Stände dem Fürsten gern alle Mittel, welche ihm für die Verwaltung und für seine Hofhaltung nöthig waren. Joachim war, ohne gerade verschwenderisch zu sein, ein Freund fürstlichen Glanzes: sein Hof zeichnete sich durch großartige ritterliche Spiele und Festlichkeiten aus, welche einen gewissen Aufwand erforderten. Zur Deckung desselben bewilligten die Stände außer der Bierziese später noch einen sogenannten Hufenschof.

Erwerbung der Grafschaft Ruppin und Festsetzung der Erbfolge in Pommern. Das märkische Landesgebiet wurde unter Joachim durch die Erwerbung der Grafschaft Lindau oder Ruppin vergrößert. Seit Albrecht dem Bären waren die Grafen von Lindau (im Anhaltischen) im Besitze der Herrschaft von Ruppin, zu welcher Alt- und Neu-Ruppin, Wusterhausen und Gransee gehörten. Die Grafen von Ruppin hatten stets die Lehenshoheit der brandenburgischen Markgrafen wegen dieser Besitzungen anerkannt, und als der letzte Graf im Jahre 1524 starb, fiel die Grafschaft Ruppin ohne Weiteres an Joachim und seine Erben. Er wollte auch die ursprünglich anhaltischen Besitzungen des Hauses Lindau, die schon lange an die Herzöge von Anhalt verpfändet waren, von denselben einlösen, doch fand darüber eine Verständigung statt, nach welcher das Haus Anhalt die Grafschaft Lindau zunächst als Lehen von Brandenburg behielt, später (1577) wurde sie als erblicher Besitz an Anhalt abgetreten.

Unter Joachim I. wurde auch der langwierige Streit zwischen den Kurfürsten von Brandenburg und den Herzögen von Pommern endlich beigelegt: in einem Vertrage zu Grimnitz wurde (1529) festgestellt, daß die brandenburgischen Fürsten wegen ihres als unzweifelhaft anerkannten Erbrechts fortan den Titel und das Wappen von Pommern führen und befugt sein sollten, sich von Pommerns Prälaten, Ritterschaft und Städten den Eid leisten zu lassen, „daß sie nach Abgang der Herzöge von Pommern dem Hause Brandenburg treu, hold und gewärtig sein wollten.“ Dagegen sollten die Herzöge von Pommern ihre Belehnung unmittelbar vom Kaiser (nicht von den Kurfürsten) erhalten, dagegen aber jedes Mal den Grimnitzer Vertrag zu erneuern gehalten sein, auch der Kurfürst von Brandenburg stets durch Berührung der

Lebensjahre mitbelehnt werden. — Seit diesem Vertrage ist das freundschaftliche Verhältniß mit den Herzögen von Pommern nicht mehr gestört worden, doch werden wir später sehen, wie schwer es Brandenburg geworden ist, nach dem Aussterben dieser Fürsten sein Anrecht auf das pommersche Land erst nach und nach durchzusetzen.

Judenverfolgung. Während fast alle Stände und Klassen des brandenburgischen Volkes die Regierung Joachim's segneten, brach über die im Mittelalter so oft verfolgten und gemißhandelten Juden jetzt auch in den Marken großes Unheil herein. Die Juden waren in den brandenburgischen Landen, wie überall, nicht als wirkliche Staatsangehörige angesehen, sie wurden vielmehr nur ungern gegen ein von ihnen entrichtetes Schutzgeld geduldet. Durch ihre Betriebbarkeit und den meistens durch große Schlaueit erworbenen Reichtum wußten sie sich den Hohen nützlich zu machen, aber von Zeit zu Zeit reizte religiöser Haß, sowie der Neid gegen ihre Wohlhabenheit immer wieder die Wuth der Menge gegen sie auf, und in vielen Gegenden Deutschlands kehrten die Judenverfolgungen mit immer erneuerter Kraft wieder. Den Anlaß gaben fast immer Gerüchte derselben Art: es wurde den Juden Lasterung christlicher Einrichtungen, Entweihung christlicher Heiligtümer, besonders geweihter Hostien, oder der Raub und die Ermordung von Christenkindern vorgeworfen. So kam es auch unter Joachim.

Ein Kesselflicker in Bernau, Paul Fromm, hatte in einem Dorfe Kirchenraub verübt und eine Monstranz mit zwei geweihten Hostien entwendet. Er wurde zur Haft gebracht und gestand seinen Frevel ein. Auf die Frage, was er mit den Hostien gemacht, antwortete er, daß er die eine gegessen, die andere für neun Groschen an einen Juden Salomon in Spandau verkauft habe. Salomon wurde nun gleichfalls eingezogen und auf die Folter gebracht, wo er eingestand, die Hostie in drei Theile zerbrochen, den einen an den Juden Jakob in Brandenburg, den zweiten an einen Juden in Stendal verkauft zu haben; den dritten Theil habe er in einen Kuchen von Weizenmehl gebacken, der Teig aber sei blutroth geworden, und habe dann unter wunderbarem Glanze ein kleines Kindlein gezeigt, worüber erschreckt, er den Kuchen in die Synagoge gebracht und dort aufgehängt habe. Man forschte in der Synagoge nach und fand in der That dort einen rothen Kuchen. Die beiden erwähnten Juden wurden nun ebenfalls nach Berlin gebracht und gleichzeitig alle Israeiliten in der Mark verhaftet. Durch die weiteren Aussagen der Angeklagten wurden noch vierzig Juden, welche gleichfalls Theilchen von der Hostie an sich gebracht hatten, in den Prozeß verwickelt. Auf der Folter gestanden sie insgesammt, mit dem christlichen Heiligthum allerlei Frevel vorgenommen, daselbe auf den Tisch genagelt und mit Messern zerschnitten zu haben, wobei wunderbarer Weise immer Blut herausgeflossen sei. Einige gestanden sogar unter den fürchterlichsten Qualen der Folter, daß sie Christenfinder gekauft, gequält und getödtet, ihr Blut aber zu Arzneien verwendet hätten. In Folge der mit größter Grausamkeit geführten Untersuchung wurde dann in öffentlicher freier Gerichtssitzung das Urtheil gefällt. Ein alter Bericht erzählt den merkwürdigen Vorgang in folgender Weise.

An einem schönen Sommertage strömte viel Volks aus Berlin und der Umgegend nach dem freien Platze vor der Marienkirche. Dort sah man drei

Hohe Bühnen stufenweise über einander gebaut. Auf der obersten standen etliche „hochgelahrte und rechtsverständige Leute,“ auf der mittleren der Richter nebst seinen Schöppen, Schreibern, Zeugen und Anwaltern, auf der untersten die angeklagten Juden nebst Paul Fromm. Nur Jacob war nicht da; er hatte schon früher angegeben, daß ihm eines Nachts die Jungfrau Maria erschienen sei, und war demzufolge zum Christenthum übergetreten, weshalb er eine mildere Behandlung als die übrigen Angeklagten erfahren sollte. Die Juden, in ihrer uralten Volkstracht und mit spitzen, theils gelben, theils weißen Hüten bekleidet, hatten unter Gesang die Gerichtsstätte betreten. Der Richter ließ die ganze Verhandlung laut verlesen und fragte sodann die Angeklagten, ob sie bei ihrer Aussage beharren wollten. Als sie dies bejaht hatten, beriethen sich die Schöppen eine kurze Zeit und sprachen dann folgendes Urtheil aus: „Dieweil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sacrament vergrißen, dasselbe gestohlen und verkauft habe, darum so solle man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und nieder führen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sacraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehrmalen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum so solle man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle anderen ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen möchten.“ Sofort wurden die Angeklagten den Henkern zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. Die Juden, nachdem sie den Todespruch vernommen, rüsteten sich unter Ermahnung eines Rabbiners durch lauten Gesang in ihrer Väter Sprache zu dem grauenvollen Tode, dem sie entgegengingen. Das Volk aber meinte, daß die „schnöden Juden“ durch neue Lästerungen den christlichen Gottesdienst verhöhnern wollten. Hinter dem Rabensteine hatte der Scharfrichter mit seinen Helfershelfern einen „wunderlichen Bau zu ihrer Straf“ aufgerichtet, „dreier Mann hoch, aus hölzernen Kisten bestehend, die mit Stroh und Pech belegt waren.“ Auf diese befestigte er die acht und dreißig Schlachtopfer mit Halsseisen, nur Paul Fromm stand abgesondert von seinen Leidensgenossen an einen Pfahl gekettet. Als das gräßliche Todtenbett angezündet ward, da brachen viele der unglücklichen Juden in laute Lästerungen gegen das Christenthum aus und versuchten es, den anwesenden Priestern ins Angesicht zu speien. Bald verendeten sie unter fürchterlichen Qualen. Jakob, welcher die Taufe empfangen hatte, wurde am anderen Tage mit dem Schwerte hingerichtet.

Damit war jedoch die Sache noch nicht beendigt, vielmehr wurden in Folge dieser Vorgänge alle Juden aus der Mark Brandenburg verbannt, nachdem sie Urphede geschworen, d. h. den Eid geleistet, nie wieder zu kommen.

Es ist möglich, daß ein Theil der Anklagen, welche gegen die Juden erhoben wurden und welche sie in den unerträglichen Folterqualen zugestanden, begründet war, — es ist möglich, daß sie in dem Haß gegen die Christen, welcher durch ihre Bedrückung immer genährt wurde, sich zu fanatischer Entweihung christlicher Heiligthümer (schwerlich aber zu den Greuelthaten gegen christliche Kinder) hinreißen ließen; immerhin aber wendet sich der Blick mit schmerzlichen Gefühlen von einer Zeit ab, wo gegenseitiger Religionshaß zu

so greulichen Vorgängen führen konnte, und wo selbst ein Fürst von Joachim's Gerechtigkeitssinn, befangen von dem allgemeinen Vorurtheil der Zeit, seine Strenge zu solcher grauenvollen Verurtheilung gebrauchen ließ. Glücklicher Weise war so eben die Zeit angebrochen, wo das wieder aufgehende Licht ächt evangelischen Glaubens allmählig auch eine mildere Gesinnung wahrer christlicher Liebe zur Herrschaft gelangen ließ, und wo mit der Gewalt des Aberglaubens auch die Greuel religiösen Fanatismus schwanden. Schon war in der nächsten Nachbarschaft der Marken, in Wittenberg, der Stern reineren Glaubens aufgegangen; bald sollten seine Strahlen auch in das Land der Hohenzollern dringen.

12. Die Reformation.

Die Bedeutung der Reformation für den preussischen Staat. Die Kirchenverbesserung, welche am Beginn des sechszehnten Jahrhunderts unter Gottes Beistand durch Dr. Martin Luther ausgeführt wurde, ist, wie für die ganze Christenheit, so noch in einem ganz besonderen Sinne für das preussische Volk ein Ereigniß von der durchgreifendsten Bedeutung geworden. Die ganze Stellung, welche Preußen unter den deutschen und europäischen Staaten erhalten hat, beruht zum großen Theil auf seiner Entwicklung als einer der vorzüglichsten protestantischen Staaten. Seitdem Kurfürsten, welches zuerst an der Spitze der protestantischen Länder Deutschlands stand, es geschehen ließ, daß diese seine bedeutame Rolle an Preußen fiel, seitdem hat Preußen seine Stellung als hauptsächlichster Pfleger und Hort des Protestantismus in Deutschland immer ernster erfaßt, und eben dies ist zugleich eine der hauptsächlichsten Grundlagen seiner Macht und seines Einflusses überhaupt geworden.

Auch vor der Reformation war das Ansehen der brandenburgischen Kurfürsten zwar schon bedeutend gestiegen, und keiner unter den Reichsfürsten that es im funfzehnten Jahrhundert den hohenzollernschen Fürsten an Einfluß zuvor; aber bis dahin beruhete dieser Einfluß besonders auf den persönlichen Eigenschaften der Regenten und auf den großen Diensten, welche sie den Kaisern leisteten, nicht auf einer inneren nothwendigen Bedeutung ihrer Stellung als brandenburgischer Fürsten. Durch die Reformation dagegen, welche eine Spaltung Deutschlands nach dem religiösen Bekenntniß zur unvermeidlichen Folge hatte, geschah es, daß Brandenburg nach und nach eben an die Spitze der einen confessionellen Gruppe trat, und hierdurch eine erhebliche Wichtigkeit, auch abgesehen von den besonderen Fähigkeiten der einzelnen Kurfürsten, erwarb. Dazu kam, daß das brandenburgisch-preussische Volk selbst durch die Reformation auf die Bahn einer neuen geistigen Entwicklung geführt wurde, welche demselben eine hervorragende Geltung unter den deutschen Stämmen und unter den Völkern Europa's sicherte. Die Reformation und das protestantische Bekenntniß Preußens haben unsern Staat und unser Volk recht eigentlich zu dem gemacht, was sie geworden sind, der Protestantismus ist ein Lebensprincip Preußens, als deutscher und europäischer Großmacht, geworden.

Das brandenburgische Volk war so ziemlich als das letzte unter den

alten Heidenvölkern Deutschlands zum Christenthum bekehrt worden; später und langsamer, als in anderen Gegenden Deutschlands, hatte sich daher auch christliche geistige Bildung in den Marken verbreitet. Unter den ballenstädtischen Markgrafen war in dieser Beziehung zwar ein guter Grund gelegt worden, doch war derselbe zu schwach gewesen, um den Stürmen der trostlosen bairischen und luxemburgischen Zeit zu widerstehen. Verwilderung und Entfittlichung hatten das ganze Volk von Neuem ergriffen und konnten durch die Hohenzollern nur sehr allmählig wieder gemildert werden. Während in dem größten Theil von Deutschland schon hohe und niedere Schulen aller Art erblühet waren, welche die geistige Ausbildung der höheren Klassen auf erfreuliche Weise beförderten, während die Hochschulen im Westen und Süden sich in lebhaftem Verkehr und Wetteifer mit den gelehrten Anstalten Frankreichs und Italiens entwickelten, während der Geist wissenschaftlicher Wiedergeburt, welcher im funfzehnten Jahrhundert vom Süden her durch Europa wehete, auch in jenen Theilen Deutschlands seine Stätte aufschlug, war die Mark Brandenburg bis zum Beginn des sechszehnten Jahrhunderts allem wissenschaftlichen Verkehr fast ganz fremd geblieben, und nur wenige Schulen dienten nothdürftig dazu, die künftigen Geistlichen mit den unentbehrlichsten Kenntnissen für ihren Beruf auszurüsten. Als Kurfürst Joachim die Universität Frankfurt gründete, sagte er selbst, daß Gelehrte in der Mark so selten seien, wie weiße Raben. Wie hätte es auch anders sein können, da die Geistlichkeit, von welcher die Anregung zur Bildung hätte ausgehen müssen, zu tief gesunken war, als daß von ihr irgend ein wohlthätiger Einfluß hätte erwartet werden können. Dester legte sie sogar der Errichtung von Schulen außer ihren wenigen Dom- und Kirchenschulen absichtlich Hindernisse in den Weg. Die Bildung unter den Geistlichen selbst war so gering, daß die Mönche vieler Klöster oft das Wenige nicht verstanden, was sie lateinisch beteten und sangen. Wie wenig gelehrte Kenntnisse und Beschäftigung in den Marken verbreitet waren, geht auch daraus hervor, daß es fast gar keine Geschichtsschreiber gab, welche die Ereignisse im Zusammenhang aufzuzeichnen versucht hätten.

Während nun Brandenburg bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hinter dem übrigen Deutschland so weit zurückstand, sehen wir das Land in den darauf folgenden Zeiten schnell das Versäumte nachholen und von Stufe zu Stufe nicht bloß die sonstige deutsche Bildung sich aneignen, sondern den meisten Ländern sogar voraneilen. In unsern Tagen ist es einer der erhabensten Vorzüge des preußischen Volks, daß es nicht nur durch Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, sondern vor Allem auch durch den hohen Stand seines geistigen Lebens sich eine große Bedeutung unter den europäischen Staaten errungen hat. Das ist eine Frucht der geistigen Entwicklung, welche durch die Reformation angebahnt worden ist: das neue Leben, welches damals zuerst auf religiösem Gebiet erwachte, mußte nach und nach die Keime aller geistigen Kraft entwickeln. Der Protestantismus wurde für Preußen, wie für alle Staaten, in welchen er zur entschiedenen Herrschaft gelangte, ein Förderungsmittel allseitigen geistigen Fortschritts, und wiewohl den ausgezeichneten Fürsten, welche seit zwei Jahrhunderten auf Preußens Thron geherrscht, der Ruhm gebührt, jenen Fortschritt an ihrem Theil auf alle

Weise unterstützt zu haben, so ist doch die Umwandlung im Großen und Ganzen als eine Folge der Reformation aufzufassen.

Der Beginn der Reformation. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Reformation selbst zu erzählen: nur die Einführung derselben in den Marken und die Stellung der brandenburgischen Fürsten zu der neuen Bewegung darf uns hier beschäftigen.

Der allgemeine Verfall der katholischen Kirche, welcher ihren einsichtigsten und treuesten Dienern eine Reformation „an Haupt und Gliedern“ schon längst als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen ließ, war in der Mark Brandenburg nicht minder fühlbar, als in allen übrigen christlichen Landen.

Den letzten Anlaß zu dem kräftigen Auftreten des deutschen Reformators Martin Luther gegen die allgemeine kirchliche Verderbniß gab bekanntlich die Ablasskrämerei, und gerade in Brandenburg war es, wo der schlimmste aller Ablassverkäufer, Tetzl, sein Wesen am schamlosesten trieb. Leider hatte ein Kirchenfürst aus dem brandenburgischen Hause selbst dem verrufenen Dominikaner die Vollmacht zum Ablassverkauf gegeben. Albrecht, des Kurfürsten Joachim Bruder, war durch dessen eifrige Bemühungen Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, sodann auch Kurfürst von Mainz und Cardinal geworden, (wie es damals herkömmlich war, daß die jüngeren Söhne der Fürsten sich dem geistlichen Stande widmeten und mit reichen Pfänden versehen wurden). Er war ein geistreicher, hochgebildeter Mann, aber er sah, wie damals die Meisten seines Gleichen, seine hohe kirchliche Stellung nur als ein Mittel an, sich den Genüssen eines üppigen Lebens hingeben zu können. Wie der Papst Leo X. selber, so brauchte auch er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse immer neue Geldmittel, zu deren Herbeischaffung ihm die Ablasskrämerei der geeignetste Weg erschien. Er wurde von Leo mit der Einsammlung der Ablassgelder für ganz Deutschland beauftragt, die Hälfte des ganzen Ertrags aber durfte er für sich behalten. Er übergab nun die Sammlung dem in solchen Dingen bereits geübten Dominikaner Tetzl, welcher in seinem unwürdigen Treiben so weit gegangen sein soll, daß er sogar Ablass für noch zu begehende Sünden verkaufte. Er erregte natürlich den Unwillen aller ernstern Geister und brachte Luther endlich zum öffentlichen Auftreten gegen diesen mit dem Heiligsten getriebenen Unfug. Zuerst wurde auf die Sache weder von den Hohen in Deutschland, noch in Rom ein großes Gewicht gelegt, man sah dieselbe als eine der oft vorkommenden Streitigkeiten unter verschiedenen Mönchsorden, als eine Eifersüchtelei der Augustiner gegen die Dominikaner an. Luther selbst ahnte noch nicht, wie weit ihn der einmal begonnene Zwiespalt führen würde. Aber die ernste und gewissenhafte Forschung nach der inneren Wahrheit und Begründung der Kirchenlehre unter dem Licht der heiligen Schrift und der unerwartete Widerspruch, welchen er nun bei der Aufstellung der nach seiner Ueberzeugung unzweifelhaftesten evangelischen Lehren fand, führte ihn von Punkt zu Punkt weiter bis zu dem Kampfe gegen das ganze System der damaligen Theologie. Man weiß, mit welcher Begeisterung die Lehre des kühnen Reformators bald in allen Theilen Deutschlands aufgenommen wurde. Auch in den Marken verbreitete sich dieselbe sehr schnell und fand im Volke fast überall einen guten Boden, doch mußten hier

erst große Hindernisse überwunden werden, ehe sie zu einer bleibenden Stätte gelangen konnte; denn nicht, wie in Sachsen, wurde hier der Reformation von vorn herein die Unterstützung des Landesfürsten zu Theil, vielmehr gab es unter den Fürsten Norddeutschlands kaum einen entschiedeneren Gegner der neuen Lehre, als Kurfürst Joachim.

Joachim's Widerstand gegen die Reformation. Das ganze eigenthümliche Wesen des brandenburgischen Fürsten war der Art, daß er durch das erste Auftreten Luther's verletzt und zum Widerstand herausgefordert werden mußte. Sein strenges und stolzes Fürstenbewußtsein fand es unerhört und unerträglich, daß ein armes Mönchlein, der Sohn eines niederen Bergmanns, sich erlaubte, mit so freimüthiger Strafpredigt gegen die gewaltigsten Kirchenfürsten aufzutreten. Noch dazu war es ja Erzbischof Albrecht, des Kurfürsten eigener Bruder, den Luther's Angriffe zunächst trafen, und Joachim empfand den Schimpf, welchen Luther durch die Verwerfung des Ablasskrams Jenem angethan, geradezu als eine Beleidigung seines kurfürstlichen Hauses. Er war empört über solche Anmaßung des Wittenberger Mönchs, und je mehr sich Luther's Erbheit und entschlossener Muth im Verlauf des großen Kampfes steigerten, desto höher stieg auch der Unwille des stolzen Kurfürsten. Dazu kam, daß gleich am Beginn des Streits seine Frankfurter Universität, welche mit Eifersucht das Aufblühen des benachbarten Wittenberg betrachtete, sich der Vertheidigung Tetzel's gegen Luther angenommen hatte, wobei sie freilich keine Lorbeeren erntete: Joachim wurde auch hierdurch in seiner Feindschaft gegen die Wittenberger Sache bestärkt. Aber er hatte noch einen wichtigeren und weit ehrenvolleren Grund, um der Neuerung entgegen zu sein: er blickte nämlich mit Besorgniß und Entrüstung auf die Verirrungen, zu welchen die mißverstandenen Lehren der Reformation hier und da das niedere Volk aufregten. Bekanntlich war es nicht überall der Sinn für die evangelische Wahrheit allein, welcher die Verbreitung der neuen Lehre beförderte, sondern auch unlautere Leidenschaften und weltliche Freiheitsgelüste schlossen sich, wie es bei menschlichen Dingen immer zu gehen pflegt, der guten Sache an. Die Lehre Luther's von der evangelischen Freiheit, von der sittlichen Freiheit der im Glauben gerechtfertigten Kinder Gottes, wurde hier und da zu einem Evangelium des Aufruhrs und wilder Empörung verkehrt, woraus die beklagenswerthen Bauernaufstände, sowie das nichtswürdige Treiben der Wiedertäufer und anderer Secten entstand. Solche Erscheinungen im Gefolge der Reformation waren für Joachim's strenge Herrschersinn ein hinreichender Beweis von der Gefährlichkeit und Verwerflichkeit der Luther'schen Lehre, welcher er darum mit allen Kräften widerstehen zu müssen glaubte. Er war an und für sich kein blinder Vertheidiger der damaligen Zustände der katholischen Kirche, erkannte vielmehr die Nothwendigkeit einer vielseitigen Verbesserung unumwunden an, aber er erwartete dieselbe auf friedlichem Wege durch ein allgemeines Kirchenconcil, wiewohl sich solche Erwartungen nachgerade als eitel erwiesen hatten. In dem Beginnen Luther's aber erkannte er eine verbrecherische Auflehnung gegen die kirchlichen und weltlichen Gewalten, und ließ es von Anfang an nicht an kräftigem Widerstand dagegen fehlen.

Schon auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther mit so ergreifender Kraft Zeugniß für die von ihm erkannte Wahrheit ablegte, zeigte

sich Joachim als einer seiner heftigsten Gegner und soll sogar in seiner leidenschaftlichen Erregung sich so weit vergessen haben, dem Kaiser Karl V. zu rathen, das dem Wittenberger Reformator zugesicherte freie Geleit zu brechen, weil man einem Ketzer das Wort nicht zu halten brauche. Ein merkwürdiger Gegensatz gegen seines Vorfahren Friedrich's I. Rath in Rostmitz! Nachdem Luther's Sache in Worms verurtheilt worden, verbot Joachim in seinen Landen auf das Strengste das Lesen der reformatorischen Schriften, und bedrohte die Anhänger der neuen Lehre mit den härtesten Strafen, ohne daß jedoch der stillen und heimlichen Verbreitung derselben hierdurch Einhalt gethan werden konnte.

Auch auf dem Reichstage zu Augsburg (1530), wo die evangelischen Stände die berühmte, von dem gemäßigten Melancthon ausgearbeitete Schutzschrift, die augsburgische Confession, vorlegten, deren milde Fassung der Hoffnung auf eine Vereinigung mit den Katholiken Raum zu schaffen schien, trug Kurfürst Joachim durch seine Heftigkeit viel dazu bei, die Spaltung zwischen den Religionsparteien zu erweitern. Eine Anzahl katholischer Fürsten, unter denen sich auch Joachim befand, sollten Unterhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten vorbereiten. Als nun der gemäßigte Bischof von Augsburg äußerte, Luther's Lehrsätze griffen nicht den Glauben, sondern nur die Mißbräuche der römischen Kirche an, da widersprach ihm der Kurfürst von Brandenburg so heftig, daß sein Bruder, der Erzbischof Albrecht, Mühe hatte, die Streitenden zu trennen. Trotz solcher Leidenschaftlichkeit wurde dennoch gerade Joachim gewählt, um den Lutheranern den Beschluß des Reichstags, welcher ihre Lehren zurückwies, mitzutheilen: als er dies gethan, fügte er aus freien Stücken heftig hinzu, wenn die Evangelischen diesen Reichsabschied nicht annähmen, so hätten sich die Fürsten mit dem Kaiser verbunden, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu setzen, bis dieser Handel geendet wäre. Er machte ihnen zum Vorwurf, den Bauernaufstand erweckt, Kurfürsten und Fürsten geschmähet, Aebte und Mönche vertrieben zu haben, welche nun nach des Kaisers Befehl wieder einzusetzen seien. Diese heftigen und herausfordernden Reden wurden von den übrigen katholischen Fürsten selbst gemißbilligt, und sogar des Kurfürsten Bruder, Cardinal Albrecht, suchte die Evangelischen deshalb durch mildere Aeußerungen zu begütigen. Diese waren jedoch durch Joachim's Drohungen so aufgeregt, daß sie auf Luther's Rath zur Vertheidigung ihres Glaubens bald darauf den Bund von Schmalkalden schlossen.

Stille Verbreitung der evangelischen Lehre in den Marken. So sehr sich aber der Kurfürst der Ausbreitung der neuen Lehre widersetzte, so vermochte er doch, wie gesagt, dieselbe auch von seinem eigenen Lande nicht fern zu halten; sie wurde in den Marken begierig aufgenommen, und in kurzer Zeit waren Hohe und Niedrige in großer Anzahl heimliche Bekenner des evangelischen Glaubens geworden. Der geistliche Oberhirte der Mark, Erzbischof Albrecht von Magdeburg, war dabei in seinem ganzen Verhalten unentschlossen. Ohne Ueberzeugung und bloß seinen Vortheil abwägend, konnte er zu keiner rechten Entscheidung für oder wider die Reformation kommen; aber er leistete derselben wenigstens keinen eigentlichen Widerstand. So konnte es geschehen, daß an seinem Bischofsitz selbst, in Magdeburg, das

Lutherthum völlig die Oberhand gewann, der ganze Gottesdienst durch den Rath der Stadt nach lutherischer Weise eingerichtet wurde und von da aus die neue Lehre um so leichter in die benachbarten Marken einbrang. Um nicht die Strenge des Kurfürsten Joachim herauszufordern, geschah die Aenderung in den kirchlichen Einrichtungen meistens ohne viel Aufsehens: besonders wo sich die Gemeinden mit ihren Geistlichen einigen konnten, wurde der Gottesdienst in aller Stille nach und nach in lutherischer Weise eingerichtet und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, ohne daß man sich öffentlich und ausdrücklich von der alten Kirche lossagte.

Diese vorsichtige Einführung der Reformation hatte den großen Vortheil, daß die Mark Brandenburg vor den gewaltigen und zerrüttenden Bewegungen behütet wurde, welche in anderen deutschen Gegenden mit der Glaubensänderung verbunden waren. Der Schwindelgeist, welcher in West- und Süddeutschland die Bauern und einzelne Städte ergriff, blieb von den brandenburgischen Landen fern, und während in jenen Gegenden der Aufruhr tobte, erfreute sich Joachim's Land gesegneten, ruhiger Zeiten. Nur an einem Orte kam es um die Einführung der Reformation zu heftigeren Auftritten, zu Stendal nämlich, wo der neue Glauben theils durch einen früheren Franziskanermönch, theils durch Schriften, welche fremde Handwerksgefelln mitbrachten, verbreitet wurde. Da Joachim dem öffentlichen Bekenntniß zum Lutherthum wehren wollte, so entstand ein Aufruhr, welchen der Kurfürst jedoch mit Waffengewalt unterdrückte und mit schweren Strafen ahndete.

Joachim sollte freilich in seiner eigenen Familie, an seinen Nächsten gerade, wie wir gleich sehen werden, den Schmerz erfahren, daß sie zur neuen Lehre übertraten, er selbst aber blieb bis an sein Ende in gleich feindseliger Stimmung gegen dieselbe; vielleicht trugen jene schmerzlichen Erfahrungen gerade dazu bei, seine Bitterkeit gegen die Reformation zu erhöhen. Noch kurz vor seinem Tode, als zu Nürnberg der erste Religionsfriede zu Stande gebracht wurde, durch welchen den Evangelischen eine Art Anerkennung ihrer Kirche zu Theil ward, brach der Kurfürst darüber in heftigen Zorn aus und erklärte, „lieber wolle er Land und Leute verlieren, lieber sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen.“ — Als sein Ende herannahte, ließ er seine beiden Söhne Joachim und Johann vor sich kommen. Er hatte gegen die Bestimmungen des von Kurfürst Albrecht gegebenen Hausgesetzes eine Theilung des Landes unter sie beschlossen, so daß Joachim die alten märkischen Stammlande nebst der Kurwürde, Johann die Neumark und die lausitzischen Länder erhalten sollte. Nach herzlichem Ermahnungen ließ er sie dann ein schon früher mündlich und schriftlich gegebenes Versprechen, der katholischen Kirche treu zu bleiben, nochmals wiederholen und entschlief darauf in Stendal, von wo seine Asche in den Dom zu Köln an der Spree gebracht wurde (1535).

Joachim hatte das landesherrliche Ansehen in den Marken noch fester als seine Vorgänger begründet, der Rechtspflege und öffentlichen Wohlfahrt die erfolgreichste Sorgfalt gewidmet und Handel und Gewerbe zu einer hohen Blüthe gehoben. Wenn wir seinen Widerstand gegen die evangelische Lehre beklagen müssen, so gebührt ihm doch die Anerkennung, daß er nicht aus selbstjüchtigen Rücksichten, sondern aus innerster Ueberzeugung von seinen

Regentenpflichten so handelte, und daß er sich trotz seiner leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Reformation doch zu eigentlichen Verfolgungen gegen die Evangelischen nicht hinreißen ließ. Luther selbst sprach nur mit Achtung von dem Kurfürsten, für dessen Wohlfahrt er gern betete.

Joachim's Widerstreben hatte überdies die öffentliche Anerkennung der Reformation in den Marken nur für eine kurze Zeit aufgehalten; unter seinen Augen aber hatte bereits seine eigene Gemahlin mit hingebender Aufopferung und Glaubensstreue für den evangelischen Glauben gewirkt.

Die Kurfürstin Elisabeth*). Der Name Elisabeth ist ein gesegneter in der brandenburgischen Geschichte. Elisabeth hieß die Mutter unseres ersten Kurfürsten Friedrich, ebenso die Gemahlin desselben, „die schöne Else;“ jetzt treffen wir bei dem Uebergang zu einer neuen Zeit wieder eine fürstliche Elisabeth, als erste Zeugin des gereinigten Evangeliums in den brandenburgischen Landen.

Elisabeth, die Gemahlin Joachim's, war die Tochter des Königs Johann II. von Dänemark und Christina's von Sachsen, eine Nichte des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen. Sie wurde im Jahre 1485 geboren und erblühte in großer Schönheit und Anmuth, zugleich entwickelten sich frühzeitig auch die reichen Gaben ihres Geistes. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie (1502) nach langen Unterhandlungen unter prachtvollen und glänzenden Festen zu Stendal dem Kurfürsten Joachim I. vermählt wurde, allgemein bewundert als eine der holdseligsten Fürstinnen jener Zeit. Noch im Jahre 1512 glänzte sie als die schönste unter allen Frauen, welche den Ritterspielen zu Neu-Ruppin beiwohnten. Damals war sie noch glücklich, eine treue Gattin, die blühende Mutter von fünf Kindern. Aber es war auch der Gipfel ihres Erdenglücks; denn einige Jahre später wurde der eheliche Friede, welcher allein auf der Liebe und Treue ruht, gestört und getrübt: das Herz des Kurfürsten schien sich unter betrübenden Verirrungen mehr und mehr von Elisabeth zu entfernen. Vorüber war nun die unbefangene, glückliche Zeit ihres Lebens und es war ihr oft um Trost sehr bange. Da wehete ihr als frischer Lebensodem das Wort vom Frieden Gottes in Christo zu, das Wort von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben, welches von Wittenberg zu ihr herüberklang. Sie war durch ihren Kummer in der Herzensstimmung, wo man leichter, als im Glücke von dem Worte der Wahrheit ergriffen wird. Da ihr Gemahl aber ein heftiger Widersacher der Wittenbergischen Reformation war, so mußte sie den Glauben, welcher sie beseligte, fürerst in sich verschließen, damit es nicht gleich zum offenen Bruch mit Joachim käme.

Doch nähete der Augenblick, wo der innere Zwiespalt zwischen den Gatten an den Tag treten mußte; des Kurfürsten unbeugsames Vorurtheil gegen die neue Lehre machte jeden Versuch vertraulicher Näherung und Verständigung unmöglich, die Kurfürstin aber konnte dem Wunsche nicht mehr widerstehen, das Abendmahl nach der Einsetzung des Erlösers in beiderlei Gestalt zu genießen, und so ließ sie es sich in Abwesenheit ihres Gemahls von einem evangelischen Geistlichen aus Wittenberg heimlich reichen. Damals war ge-

*) Nach der Schrift (Göschel's): Elisabeth, Kurfürstin zu Brandenburg, Berl. 1839.

rade ihre jüngste Tochter, Elisabeth, Gemahlin Herzog Erich's von Braunschweig, am Hofe in Berlin zum Besuch. Sie war es, welche dem Vater auf sein leidenschaftliches Drängen das Geheimniß der Mutter verrieth. Joachim fühlte sich auf das Empfindlichste verletzt und in seinen Rechten gekränkt. Er mußte das Gefährliche eines solchen Beispiels für die Verbreitung der ihm verhaßten Lehre erkennen und fürchten. In heftigster Entrüstung drang er in das Zimmer seiner Gemahlin, überhäufte sie mit Vorwürfen und drohete ihr mit Kerker und Banden. Der Austritt war so stürmisch, daß der Kurfürst dann wegen Erschöpfung wie todt in das Bett gebracht werden mußte.

Elisabeth war auf's Tiefste erschüttert, sie fürchtete nicht bloß den Zorn ihres Gatten gegen sich selbst, sondern auch die Verfolgung der evangelischen Geistlichen. In ihrer Angst entschloß sie sich zu heimlicher Flucht. Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. März 1528, wo die schwer geprüfte Fürstin mit einem Kammerfräulein unter Beistand zweier Ritter des Hofes auf einem Bauerwagen in Bauertracht heimlich entwich. Unterwegs brach bei der eiligen Flucht ein Rad am Wagen; Elisabeth fürchtete eingeholt zu werden, sie band ihr Kopftuch ab, daß es zur Befestigung des Wagens benutzt werden konnte. Sie begab sich zunächst nach Torgau, wo ihr Bruder, der König von Dänemark, der aus seinem Lande hatte fliehen müssen, sich aufhielt; von dort aus bat sie den Kurfürsten von Sachsen um Aufnahme und Schutz. „Könnte ihre Bitte nicht erfüllt werden,“ so schloß sie den Brief, „so müsse sie unstät und flüchtig umherirrend ihr Schicksal tragen.“ Aber Johann der Beständige von Sachsen nahm sie freundlich und ehrenvoll auf und gab ihr das Schloß Lichtenburg an der Elbe zum Wohnsitz. Ihr Gemahl ließ sie ungekränkt in ihrer Freistadt, und erlaubte sogar, nachdem sein Zorn sich gelegt hatte, daß ihre Kinder sie öfter besuchten. Ihre größte Freude war dort aber der lebendige Verkehr, in welchen sie mit dem wittenberger Reformator Luther trat. Luther besuchte sie, und sie ging ihrerseits oft nach Wittenberg; einmal war sie drei Monate lang ununterbrochen in seinem Hause. Wie freundschaftlich das Verhältniß war, ersieht man auch aus Luther's Briefen. In einem derselben nennt er die Kurfürstin auch seine „liebe Gevatter,“ sie scheint also während ihres Aufenthalts in Wittenberg ein Kind Luther's aus der Taufe gehoben zu haben.

Sieben Jahre lang lebte die Kurfürstin still und zurückgezogen in Lichtenburg, bis Joachim I. zu Stendal, fern von ihr, sein Leben endete (1535). Elisabeth's Söhne, Kurfürst Joachim II. und Markgraf Johann, hielten es für ihre erste Pflicht, die geliebte Mutter in ihr Land heimzuführen. Sie eilten ihr eine Tagereise entgegen, geleiteten sie in die Hauptstadt und von da in die ihr schon bei ihrer Vermählung als Wittwensitz zugewiesene Stadt Spandau. Anfangs hielt sie sich freilich noch öfter in Lichtenburg und Wittenberg auf, bis Luther starb. Schon am 1. November 1539 aber erlebte sie in Spandau die große Befriedigung, daß ihr Sohn, Joachim II. (wie noch näher zu erwähnen sein wird), mit ihr nebst dem Hofe und der Stadt in der Nicolaikirche öffentlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, empfing. Tages darauf war auch im Dome zu Berlin öffentliche Abendmahlsfeier nach evangelischem Ritus.

Elisabeth lebte fortan nur ihrem Herrn und den Armen. An ihrem Hofe wurde nach einer ausdrücklichen Haus- und Tagesordnung täglich Hausgottesdienst gehalten. Oft las sie selbst aus der heiligen Schrift und aus Luther's Hauspostille vor: auch den Bürgern in der Stadt war der Zutritt zu dem Gottesdienst im Schlosse eröffnet. Die Bibel war der Fürstin tägliches Lesebuch. Den kleinen Luther'schen Katechismus hatte sie mit zwei anderen trefflichen geistlichen Schriften zusammenbinden lassen und trug sie immer bei sich.

Noch zwanzig Jahre lebte sie in ihrem Wittwenstande, und starb im Schlosse zu Berlin am 9. Juni 1555 in ihrem siebzigsten Lebensjahre. Da sie ganz zuletzt gefragt wurde, ob sie auch Anfechtung hätte, schlug sie mit der Hand weg: es wäre keine vorhanden.

So schied sie in dem evangelischen Glauben, in welchem sie die geistliche Mutter ihrer glorreichen Nachkommenschaft war.

Die wirkliche Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg (1539). Als Kurfürst Joachim I. gestorben war, blickte ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf seine Söhne, den Kurfürsten Joachim II. und den Markgrafen Johann, ob sie bei der alten Kirchengemeinschaft bleiben oder sich der verbesserten Lehre zuwenden würden. Der letzte Wille und die eindringliche Ermahnung des verstorbenen Kurfürsten schienen sie bei der katholischen Kirche festzuhalten, wie nicht minder die Verehrung für den Erzbischof Albrecht, ihren Oheim. Auf Joachim II. suchte überdies sein Schwiegervater, Georg von Sachsen, einer der heftigsten Widersacher der Reformation, einzuwirken, um ihn von der Beförderung derselben zurückzuhalten; aber mächtiger als alle diese Umstände wirkte auf die jungen Fürsten der Einfluß der längst bekehrten Mutter, der trefflichen Elisabeth, sowie die Hochachtung, welche sie selbst bereits für Luther empfanden. Joachim hatte den kräftigen Gottesmann auf dem Reichstage zu Worms kennen gelernt, und seitdem war der Eindruck seines feurigen Bekenntnisses nicht mehr aus seinem Herzen geschwunden. Später war er mit ihm wiederholt in persönliche und briefliche Berührung gekommen, und seine Zuneigung zu ihm war immer höher gestiegen. Dazu kam der Einfluß des zu der gereinigten Lehre bekehrten, ehrwürdigen Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow.

Johann von Küstrin, wie man den Markgrafen der Neumark nannte, war in allen Dingen bestimmt, fest und entschlossen. Kaum hatte er die Regierung übernommen, als er sich sofort öffentlich für die Kirchenverbesserung erklärte. Er hatte sich in Wittenberg bei Luther selbst Rath's geholt und ging nun mit der Einführung der neuen Einrichtungen kräftig vor. Auch trat er ohne Weiteres dem schmalkalbischen Bunde zur Vertheidigung der neuen Lehre bei. Nicht so schnell entschloß sich Joachim zu dem öffentlichen Uebertritt. Bei seinem Zaudern hatte gewiß die Rücksicht auf Georg von Sachsen einen großen Einfluß geübt, nicht geringeren Antheil hatte aber unzweifelhaft der lebhafteste Wunsch, wo möglich noch eine Versöhnung der beiden streitenden Kirchenparteien herbeizuführen. Joachim war von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung innig überzeugt und der Lehre Luther's aufrichtig ergeben, aber er gab die Hoffnung noch nicht auf, daß die kirchliche Einheit dabei aufrecht erhalten werden könnte. Er schlug daher zunächst einen Mittelweg ein: ohne sich von der katholischen Gemeinschaft geradezu loszusagen, hob er doch

alle Hindernisse der Kirchenverbesserung in den Marken auf, und ließ es nicht nur zu, sondern sah es auch gern, wenn evangelische Prediger berufen wurden und wenn Matthias von Jagow im brandenburgischen Lande die Priester-
ehe erlaubte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen ließ und andere Verbesserungen nach lutherischer Weise einführte. Die letzte Entscheidung wollte er jedoch von einer allgemeinen Kirchenversammlung herbeigeführt wissen.

Aber die Hoffnungen auf eine solche Versammlung wurden immer mehr getrübt, und die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten immer unheilbarer. Das ganze brandenburgische Land hatte sich bereits zur evangelischen Sache bekehrt, und die Vorstellungen der glaubenseifrigen Elisabeth bei Joachim wurden immer dringender. Herzog Georg von Sachsen war inzwischen gestorben, Joachim mithin auch der Rücksicht auf dessen katholische Neigungen enthoben, und so beschloß denn der Kurfürst endlich den offenen Uebertritt zum gereinigten evangelischen Glauben.

Am **ersten November 1539** empfing Joachim zu Spandau am Hofe seiner frommen Mutter das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des wackeren Bischofs Matthias von Jagow. Die Stände und viele Geistliche waren zu dieser wichtigen Feier zugezogen worden. Das ganze Land war hoch erfreut über die endliche öffentliche Einführung der Kirchenverbesserung, und in Kurzem war der Gottesdienst in den Marken überall nach lutherischem Gebrauch eingerichtet. Diejenigen, welche für ihre Person beim alten Glauben verbleiben wollten, wurden daran nicht verhindert; die Priester aber traten meistens mit ihren Gemeinden über, andere, welche dies verweigerten, erhielten Lebensunterhalt bis an ihr Ende, insofern sie nicht freiwillig das Land verließen.

Noch immer hielt übrigens der Kurfürst den Bruch mit der katholischen Kirche nicht für unwiderrüflich. An den König von Polen, der ihm wegen seines Uebertritts Vorwürfe machte, schrieb er: „Es sei keinesweges seine Absicht, sich von der allgemeinen christlichen Kirche zu trennen, der er ewig treu bleiben werde. Nur schreiende Mißbräuche wolle er in der Kirche abstellen und nothwendige Verbesserungen einführen. Sei es doch von allen Seiten anerkannt, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe. Nur die immer vereitelte Hoffnung auf eine Kirchenversammlung habe ihn bewogen, nach eigenem Ermessen und auf Grund des wahren Glaubens einige Veränderungen vorzunehmen. Auch jetzt noch sei er jedoch bereit, den Beschlüssen einer Kirchenversammlung, wo und wann sie gehalten werden möge, als gehorsamer Diener der Kirche Folge zu leisten.“

Hiermit stimmte es auch überein, daß Joachim viele Gebräuche der alten Kirche beibehielt, welche in anderen lutherischen Ländern schon abgeschafft waren, besonders feierliche Umzüge, schimmernde Messgewänder und dergleichen.

Bald nach dem Uebertritt ließ Joachim, um den Zustand der Gemeinden und Geistlichen zu erforschen, eine allgemeine Kirchenvisitation in seinem Lande halten. Da fand sich denn bei Priestern und im Volke die größte Unwissenheit und der klägliche Zustand in den Kirchen und Schulen. Deshalb ließ er einen kurzen Begriff der Lehre in Fragen und Antworten, wie auch

eine Kirchenordnung für die Marken bekannt machen, deren Entwurf vorher Luther und mehreren anderen bedeutenden Gottesgelehrten vorgelegt worden war.

Viele eifrige Lutherische nahmen Anstoß daran, daß manche alte Gebräuche beibehalten wurden, aber Luther selbst beruhigte sie darüber, indem er an einen Geistlichen in Berlin schrieb, die Hauptsache sei die lautere Predigt des Evangeliums und der Gebrauch der beiden Sacramente nach Christi Einsetzung. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge er ein silbernes oder goldenes Kreuz beim Umzug tragen, ein Sammet-, Seiden- oder leinenes Messegewand anlegen, oder deren zwei, ja drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an einer Procession um die Kirche noch nicht genug, so solle er sieben Mal herumgehen. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nöthig erachtet würde; „und könnt' ich's mit dem Papst und den Papisten so weit bringen,“ schloß er, „wie wollt' ich Gott danken und fröhlich sein.“ Im Uebrigen vertraute Luther, „die weitläufigen Feierlichkeiten bei der Messe nebst anderen dergleichen Dingen würden nicht gar lange dauern und eins nach dem anderen abkommen.“

Auch in jeder anderen Beziehung bewies der Kurfürst bei der Kirchenverbesserung die größte Vorsicht und Milde. So ließ er auch die Bischöfe von Lebus und Havelberg, welche eifrige Katholiken waren, ungestört in ihren Pfründen verbleiben, erst nach ihrem Tode wurden die Bisthümer an Prinzen des kurfürstlichen Hauses gegeben. Noch vor Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts waren die Bisthümer überhaupt aufgelöst und Consistorien und Superintendenten an ihre Stellen gesetzt. Auch die Klöster hörten nach und nach auf; die vorhandenen Mönche verließen dieselben größtentheils freiwillig, um in einen bürgerlichen Beruf einzutreten oder außer Landes zu gehen, Novizen aber wurden nicht mehr aufgenommen. Viele Klöster, wie das reichbegüterte Lehnin, wurden von den Landesherren als Kammergüter eingezogen, andere, besonders auf dem Lande, den adeligen Familien zu Lehen gegeben, noch andere wurden zu Schulen oder Hospitälern umgewandelt.

Die Pflege der Schulen wurde von Joachim als das geeignetste Mittel zur Förderung besserer religiöser Erkenntniß mit großem Eifer betrieben. Schon die neue Kirchenordnung hatte auf die Nothwendigkeit der Gründung von Schulen hingewiesen, und bald geschahen Seitens des Fürsten, sowie durch die Städte erfolgreiche Schritte, um dem großen Mangel, welcher in den Marken darin zu beklagen war, abzuhelfen. Joachim wandte seine Fürsorge vor Allem auch der Wiederbelebung der Frankfurter Universität zu, welche durch ihren Widerspruch gegen die Reformation tief gesunken war. Er vermehrte das Vermögen derselben und zog bedeutende Gelehrte hin. Auch erwies er den Lehrern der Universität, so oft er hinkam, die größte Aufmerksamkeit und ehrende Aufmunterung, wodurch das Ansehen der Anstalt auch bei den Vornehmen des Landes gehoben wurde.

So war die Kirchenverbesserung in den Marken in jeder Beziehung durchgeführt, auf ruhigem und vorsichtigem, aber desto sichererem Wege. Vielleicht ist es gerade dem früheren Widerstande Joachim's I., wie dem umsichtig allmählichen Verfahren Joachim's II. zu danken, daß die Einführung und der

Fortbestand der Reformation in Brandenburg ohne jede innere Erschütterung blieb. Ganz von innen heraus, durch das Volk selbst, war hier der neue Glaube begründet worden, und durch keine äußeren Umstände konnte er fernhin gestört oder wankend gemacht werden. Er ist fortan mit Preußens innerem Leben tief verwachsen und ist in vollem Sinne Preußens geistiges Lebensprincip geworden. Aber auch die Milde, welche Joachim II. bei der Einführung bewies, die ächt evangelische Schonung und Achtung fremder Glaubensüberzeugung ist ein Erbtheil der preussischen Regenten und des preussischen Volks geblieben, und gerade hierdurch war es unserem Staate vergönnt, später das schönste Beispiel friedlicher Vereinigung verschiedener Confessionen unter einem milden und gerechten Scepter zu geben.

13. Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin (1535—1571).

Der beiden Fürsten verschiedenes Wesen. Nachdem wir den Verlauf der Kirchenverbesserung in Brandenburg im Zusammenhange dargestellt haben, müssen wir noch einen Blick auf die sonstigen Regierungshandlungen der beiden Fürsten werfen, welche nach dem letzten Willen Joachim's I. die Marken unter sich getheilt hatten. Die beiden Brüder Joachim II. und Johann, welcher letztere als Markgraf der Neumark seinen Sitz in Küstrin nahm und daher auch den Namen Johann von Küstrin führt, waren durchaus verschiedenen Charakters. Joachim offenen, fröhlichen Gemüths, wünschte, daß auch um ihn her Alles glücklich und heiter sei; gutmüthig bis zum Uebermaß, wollte er, so viel von ihm abhing, gern alle Wünsche erfüllen, mit vollen Händen theilte er aus, was er besaß, und wo er nicht geben konnte, erteilte er wenigstens Versprechen, welche er freilich nicht immer zu erfüllen vermochte. Nicht selten geschah es, daß er mehreren Wittstellern die Anwartschaft auf dasselbe Amt, dasselbe Lehen gab; da es dann nur einer erhalten konnte, suchte er die anderen durch Geld schadloß zu halten. Mit diesem überaus gutmüthigen, wohlwollenden Wesen Joachim's hing es zusammen, daß er in allen Dingen die Veröhnlichkeit und Vermittelung den gewaltsamen Maßregeln vorzog, wiewohl er eines kräftigen Entschlusses durchaus fähig war, wo die Umstände ihn erheischten. Sein Bruder Johann dagegen war rasch und entschieden in Allem, was er that; weit entfernt von dem milden, vertrauensvollen Sinn Joachim's war er streng, oft abstoßend, und über seinem Schlafgemach standen die bezeichnenden Worte: „Unter Tausenden trau kaum Einem recht, bis du erkennst ihn treu oder schlecht.“ Während Joachim das üppigste und glanzvollste Leben an seinem Hofe einführte und Festlichkeit auf Festlichkeit folgte, ohne daß man oft wußte, woher die Mittel zu solchem Aufwand genommen werden sollten, war Johann sparsam bis zum Geiz und ein abgesagter Feind alles unnützen Glanzes. Als einer seiner Rätthe öfter an Wochentagen mit seidenen Strümpfen bei ihm erschien, sagte er ihm ungehalten: „Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtags.“ — Trotz solcher Verschiedenheit in Sinnesart und Neigungen trafen beide Brüder doch in dem ernstesten Bestreben zusammen, ihre Unterthanen glücklich zu machen, sowie in edler Geradheit, in dem Sinn für strenge Gerechtigkeit,

und in der Einsicht, womit sie die Regierung leiteten. Beide waren hochgebildet und Freunde der Wissenschaft, beide nicht minder ausgezeichnet in allen ritterlichen Tugenden. Joachim hatte schon als Kurprinz große Vorbeeren im Kampf gegen die Türken geerntet, und das Reichsheer mit solcher Auszeichnung geführt, daß der Kaiser Karl V. ihm mit eigener Hand den Ritterschlag ertheilt hatte, und daß ihm seitdem der ehrende Beiname des deutschen Hektor gegeben wurde. Auch als Kurfürst erhielt er noch einmal die Führung des Reichsheeres gegen den Sultan Soliman, aber damals scheiterte der Feldzug an der Uneinigkeit der Fürsten, von denen nur wenige ihre Truppen zur rechten Zeit dem Kaiser zu Hülfe gesandt hatten (1542). Deutschland war damals durch die religiöse Spaltung geradezu in zwei feindliche Feldlager geschieden; der Augenblick war nahe, wo dieselben zum offenen Kampfe gelangen sollten.

Das Verhalten der beiden Fürsten in den deutschen Religionskriegen. Joachim hatte seinerseits nichts versäumt, um als Vermittler der streitenden Parteien aufzutreten; er wollte noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß eine Vereinigung erreicht werden könne. Nachdem aber das Religionsgespräch in Regensburg erfolglos geblieben war, beschloß Kaiser Karl, die Evangelischen mit Gewalt wieder zum alten Glauben zurückzuführen. Mit gewohnter Schlaueit verbarg er diese Absicht, indem er feierlich erklärte, daß er nicht um der Religion willen zu den Waffen greife, sondern nur um einige ungehorsame und eigenmächtige Fürsten zum schuldigen Gehorsam zu nöthigen. Diese Erklärung schien vorzüglich gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen gerichtet, welche sich allerdings das eigenmächtigste Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig erlaubt hatten. Ein Theil der Evangelischen ließ sich durch das Vorgeben, daß des Kaisers Absicht nicht der Unterdrückung ihrer Religion gelte, täuschen. Johann von Rüsttrin war seinerseits von dem schmalkaldischen Bunde, gerade wegen jener Gewalt Schritte gegen den Herzog von Braunschweig, seinen Schwiegervater, bereits trotzig zurückgetreten, und führte jetzt, ungeachtet der Vorstellungen seiner Mutter Elisabeth, dem Kaiser sogar Hülfsschaaren gegen die protestantischen Fürsten zu, indem er auf seine Fahnen die Worte setzte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Kurfürst Joachim dagegen, welcher dem schmalkaldischen Bunde nie beigetreten war, bot doch die Hand auch nicht zur Unterdrückung seiner Glaubensfreunde. Er wollte sich durch eine parteilose Stellung die Freiheit bewahren, versöhnend zwischen den Kämpfenden aufzutreten. Dem Landgrafen von Hessen, welcher ihn nochmals dringend zum Beitritt zum evangelischen Bunde aufgefordert, hatte er deshalb geantwortet: „Es wäre den Verbündeten heilsamer, wenn er nicht zu ihnen überträte. Denn möchte das Unglück geschehen, daß sie vom Kaiser besiegt würden, so sollten sie an ihm einen Friedensstifter und Vermittler finden. Würde aber der Kaiser offenbar gegen Gott und die Religion etwas vornehmen, so wolle auch er nimmer fehlen.“

Die Entscheidung des schmalkaldischen Krieges wurde bekanntlich durch den ehrgeizigen, schlauen Herzog **Moritz** von Sachsen herbeigeführt, welcher, obwohl selbst Protestant, doch die Waffen gegen die Evangelischen ergriff, weil er hoffte, hierdurch, statt seines Oheims Johann Friedrich, die Kurwürde von

Sachsen zu erlangen. Bei Mühlberg wurde Letzterer geschlagen (1547) und fiel selbst in die Hände seiner Feinde; schon war er zum Tode verurtheilt, da schritt Joachim von Brandenburg, seiner Zusage gemäß, vermittelnd ein. Er eilte in das kaiserliche Lager und besänftigte den Zorn Karl's V. so weit, daß das Todesurtheil zurückgenommen wurde. Das Kurfürstenthum freilich mußte Johann Friedrich an seinen Neffen Moritz abtreten, welcher so den erhofften Lohn seines Verraths erlangte. Landgraf Philipp von Hessen ergab sich dem Kaiser, nachdem ihm durch Moritz von Sachsen und durch Joachim von Brandenburg die Zusicherung erwirkt worden war, daß ihm diese Ergebung „weder zur Leibesstrafe, noch zu einiger Gefangenschaft“ dienen solle. Der kaiserliche Unterhändler hatte jedoch in dem Vertrage jene Worte heimlich dahin abgeändert, daß es hieß, „weder zur Leibesstrafe, noch zu ewiger Gefangenschaft.“ Als nun dem Landgrafen, nachdem er alle festgesetzten Bedingungen erfüllt hatte, gegen die fürstliche Abrede Gefangenschaft angekündigt wurde, so fuhr Joachim in stolzer Entrüstung gegen den Herzog Alba auf: „Das ist ein Bösewichtsstück und spanische Ränke!“ rief er und drang mit dem Schwerte auf den Spanier ein; nur mit Mühe gelang es seinem Marschall von Trotha, ihn von einer Gewaltthat zurückzuhalten. Seitdem aber hörte er nicht auf, den Kaiser um die Befreiung des Landgrafen immer wieder anzugehen.

Karl V. trat jetzt mit seinen Absichten gegen die Evangelischen offener hervor, da er glaubte, jeder Schonung gegen dieselben überhoben zu sein. Auf dem Reichstage zu Augsburg erließ er das sogenannte Interim, welches die Religionsangelegenheiten bis zur Entscheidung der allgemeinen Kirchenversammlung regeln sollte, jedoch fast durchweg die Katholiken begünstigte und den Protestanten nur die Priesterehe und das Abendmahl in beiderlei Gestalt ließ. Kurfürst Joachim suchte dennoch um des Friedens willen diese Vorschrift auch in den Marken zur Geltung zu bringen, aber er scheiterte damit an dem entschiedenen Widerstande der eifrigen evangelischen Geistlichen. Johann von Rüstzin hatte sich schon auf dem Reichstage selbst mit der größten Kraft dem Interim widersetzt. Als man ihm dasselbe zur Unterschrift vorlegte, soll er ausgerufen haben: „Lieber Blut als Tinte;“ er mahnte den Kaiser mit der größten Freimüthigkeit an sein Versprechen, nichts gegen den Glauben zu unternehmen. (1548.)

Moritz von Sachsen, welcher dem Kaiser zuerst zum Siege über die evangelischen Fürsten verholfen hatte, war es auch, durch welchen die protestantische Sache bald darauf wieder zu neuem Ansehen gelangte. Das erste Ziel seines Ehrgeizes, die Kurwürde, hatte Moritz erreicht; jetzt erkannte er aber, wie sein Beistand des Kaisers Macht in Deutschland auf bedenkliche Weise gehoben hatte, und wie Karl diese Macht ebenso gegen die Selbstständigkeit der Fürsten, wie gegen den evangelischen Glauben anzuwenden bedacht war. Ueberdies fühlte er sich durch des Kaisers Treulosigkeit gegen Landgraf Philipp persönlich verletzt, da er selbst sich mit Joachim für dessen Freiheit verbürgt hatte. Endlich mochten auch das Bewußtsein seines Verraths am eigenen Glauben und die deshalb gegen ihn laut erhobenen Vorwürfe ihn quälen. Kurz, er beschloß, die Freiheit, welche er unterdrücken geholfen, Deutschland wiederzugeben, wäre es auch durch einen neuen Verrath am Kaiser selbst, der

ihm arglos vertraute. Derselbe hatte ihm so eben die Züchtigung der Stadt Magdeburg aufgetragen, welche allein in ganz Deutschland noch muthig und zuversichtlich gegen das Augsburger Interim protestirte. Statt aber die gesammelten Truppen wirklich gegen Magdeburg zu verwenden, knüpfte Moritz heimlich Verbindungen mit einer großen Anzahl evangelischer Fürsten an, schloß ein Bündniß mit König Heinrich II. von Frankreich und rückte plötzlich mit beträchtlicher Kriegsmacht vor Augsburg, um „Deutschland,“ wie er nun öffentlich ankündigte, „aus unerträglicher, viehischer Knechtschaft zu erlösen.“ Kaiser Karl lag krank zu Innsbruck; er floh vor dem so unerwarteten Feinde und verstand sich zum Abschlusse des Passauer Vertrages (1552), durch welchen Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erhielt und die Erledigung der Religionsangelegenheiten auf einem binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstage beschloffen wurde. Zu Augsburg kam endlich (1555) der berühmte Religionsfriede zu Stande, in welchem die beiden Religionsparteien versprachen, sich nicht ferner zu beeinträchtigen. Die Protestanten sollten die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter behalten, dagegen Geistliche, welche später erst von der alten Religion abträten, ihrer Pfründen verlustig gehen; den weltlichen Fürsten sollte das Recht zustehen, nur die Ausübung derjenigen Religion, zu welcher sie sich bekannten, in ihren Ländern zu gestatten, jedoch müßten sie jeden Unterthan, welcher wegen anderen Glaubens auswandern wolle, gehen lassen.

Wiewohl dieser Frieden den Katholiken in mehrfacher Beziehung sehr vortheilhaft war, besonders darin, daß der Uebertritt der Geistlichen für die Zukunft durch den Verlust ihrer Pfründen erschwert wurde, so ist doch seitdem der rechtliche Bestand der evangelischen Kirche in Deutschland überhaupt erst gesichert gewesen, und insofern konnten sich auch die eifrigen evangelischen Reichsstände bei den Augsburger Bestimmungen fürerst beruhigen.

Joachim, welcher bis vor Kurzem noch immer auf eine Vereinigung der Religionsparteien gehofft hatte, war jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine solche Versöhnung durch eine vom Papst berufene Kirchenversammlung nicht erreicht werden könne, und lehnte die Einladung zu dem Concil zu Trident, obwohl deshalb eine besondere päpstliche Gesandtschaft nach Berlin kam, entschieden ab. Er erklärte: „Nur wenn der Kaiser eine Kirchenversammlung berufe, werde er sie für gültig anerkennen.“ Ebenso lautete die Antwort der übrigen evangelischen Fürsten, und das Concil von Trident, welches nun bloß von katholischer Seite abgehalten wurde, machte die Spaltung nur unheilbarer, indem es gerade die von den Protestanten angefochtenen Meinungen als ausdrückliche katholische Kirchenlehren feststellte.

Kurfürst Joachim's Besonnenheit während der kirchlichen Streitigkeiten hatte ihm das größte Ansehen im deutschen Reiche erworben, was sich bei der Kaiserwahl Maximilian's II. auf die glänzendste Weise äußerte. Als der Kurfürst nach einem kurzen Krankenlager, welches ihn zu Kassel zurückgehalten hatte, nach Frankfurt a. M. reiste, kam ihm der Kaiser, umgeben von sämmtlichen Kurfürsten und von anderen Fürsten des Reiches entgegen, um ihn im glänzendsten Zuge einzuholen. Vor allen Fürsten rühmte Maximilian Joachim's Weisheit, weil ihm vor Allem des Reiches Ruhe und Wohl-

fahrt am Herzen liege, und zu den Fürsten seines eigenen Hauses sagte er: „Wollt ihr glücklich sein, so ehrt den Kurfürsten Joachim wie euren Vater.“

Erbvertrag mit den Herzögen von Schlesien (1537). Der milden und friedlichen Sinnesart, welche unseren Kurfürsten auszeichnete, konnten natürlich gewaltsame Eroberungen zur Vergrößerung des Landesgebietes nicht entsprechen; keinesweges aber vernachlässigte Joachim die sich darbietenden Gelegenheiten, um auf dem Wege friedlicher Verträge für die zukünftige Erweiterung der Landesgrenzen Sorge zu tragen. Nach zwei Seiten hin wurde von ihm der Grund zu wichtigen Vergrößerungen für unser Vaterland gelegt, theils durch die Mitbelehnung über Preußen, von welcher wir das Nähere alsbald mittheilen werden, theils durch einen schlesischen Erbvertrag, welcher nach zwei Jahrhunderten für Friedrich den Großen der Grund zur Besitzergreifung von Schlesien wurde. Joachim verheirathete nämlich seine Tochter Barbara mit Georg, dem zweiten Sohne des Herzogs Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, und seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg mit des Herzogs Tochter Sophia. Dabei schlossen beide Fürstengeschlechter eine Erbverbrüderung in der Art, daß nach dem Erlöschen des herzoglichen Mannestammes die gesammten liegnitzischen Lande (welche einen großen Theil von Mittel- und Niederschlesien umfaßten) an die Kurfürsten von Brandenburg, im umgekehrten Fall aber alle diejenigen brandenburgischen Länder, welche Lehen der Krone Böhmen waren, an die Herzöge von Liegnitz fallen sollten. Der wichtige Vertrag wurde im Jahre 1537 geschlossen; Kaiser Ferdinand als König von Böhmen erklärte denselben nach neun Jahren für ungültig, weil der Herzog von Liegnitz nicht das Recht gehabt hätte, denselben ohne Zustimmung seines böhmischen Lehensherrn abzuschließen, Herzog Friedrich aber betrachtete die Erbverbrüderung noch in seinem letzten Willen als gültig, und Friedrich der Große hat das so erworbene Recht später mit seinem siegreichen Schwerte durchgefochten.

Von geringerer zwar, dennoch aber sehr erheblicher Wichtigkeit war die Vorbereitung der Erwerbung des Magdeburger Erzbisthums für Preußen. Joachim wußte es durchzusetzen, daß mehrere seiner Söhne nach einander zu Verwesern des Erzbisthums ernannt wurden. Hierdurch wurde daselbe thatsächlich schon damals ein Eigenthum des brandenburgischen Hauses, welchem es freilich erst viel später als Erbeigenthum bestätigt wurde.

Handel und Gewerbe; Luxus. Wiewohl Joachim's Aufmerksamkeit durch die Religionsangelegenheiten und durch die Verhältnisse im deutschen Reiche vielfach in Anspruch genommen war, so widmete er doch der inneren Regierung seines Landes alle Fürsorge. Die Hebung der Rechtspflege lag ihm vorzüglich am Herzen, weshalb er eine verbesserte Einrichtung des Kammergerichts einführte; gleichzeitig erließ er viele treffliche Gesetze gegen Diebstahl, Raub, Wucher und Spiel. Seine Bemühungen für Hebung der Landeswohlfaht blieben nicht unbelohnt, vielmehr sehen wir unter seiner Regierung die Gewerthätigkeit auf allen Seiten hoffnungsvoll erblühen; die Tuchweberei war im höchsten Flor, in Stendal allein gab es achthundert Meister dieses Gewerbes, — auch Eisenwerke, Kupferhämmer und Papiermühlen waren bereits im Gange, und bei Belitz wurden neu entdeckte Salzquellen ausgebeutet.

Trotz wiederholten Mißwachses und anderer öffentlicher Plagen vermehrte sich daher des Landes Wohlhabenheit zusehends; in demselben Verhältniß aber stieg auch die Neigung zu verschwenderischem Aufwande und zu glänzender Ueppigkeit in allen Volksklassen. Joachim sah sich genöthigt, zur Beschränkung des überhandnehmenden Luxus strenge Verordnungen zu erlassen. Er verbot unter Anderem, daß bei Hochzeiten von Bürgern mehr als zehn Tische, jeder zu zwölf Personen, gedeckt werden sollten, außer einem für die Kinder und einem zwölfsten allenfalls für auswärtige Verwandte; woraus man einen Schluß auf die damals üblichen übertriebenen Festgelage ziehen kann. Ebenso mußte er gegen den Aufwand, welchen Männer und Frauen mit glänzenden Kleidern trieben, einschreiten.

Freilich trug das Beispiel seiner eigenen glänzenden Hofhaltung viel dazu bei, solche Verordnungen unwirksam zu machen; denn es gab keinen prachtliebenderen Fürsten als Joachim. Kostbare Feste, glänzende Turniere, Heken wilder Thiere und große Jagden wechselten an seinem Hofe ab. An einem Theil der Festlichkeiten konnte auch das Volk sich erfreuen: im sogenannten Thiergarten zu Berlin wurde seltenes Wild gehegt und öfter mußten die wilden Thiere mit einander kämpfen. Fährlich, am Frohnleichnamsfeste, ließ der Fürst zu Berlin ein Wettrennen halten, woran sich Edelleute und Bürger theilnahmen. Besonders bei der Anwesenheit fürstlicher Gäste nahmen die Festlichkeiten gar kein Ende. Ein altes Verzeichniß führt 435 zur Hofhaltung gehörige Personen auf. In den Niederlanden ließ der Kurfürst kostbare Tapeten wirken, worauf die ganze Geschichte des kurfürstlichen Hauses bildlich dargestellt werden sollte.

Auch die Bauten, welche der Kurfürst ausführen ließ, waren großartig und sehr kostbar. Schon vor der Durchführung der Reformation hatte er ein Kloster neben seiner Hofburg an der Spree zum Dom umwandeln und die Särge seiner Ahnen aus dem Kloster Lehnin dahin bringen lassen. Später beschenkte er den Dom mit den in Gold gearbeiteten Bildsäulen des Erlösers und der heiligen Jungfrau und mit den silbernen Statuen der zwölf Apostel. Dann ließ er die alte Hofburg niederreißen, um sie prächtiger wieder aufzubauen; in allen Theilen der Mark legte er Jagd- und Lustschlösser an, Spandau aber ließ er durch zwei berühmte Baumeister in eine Festung umwandeln.

Natürlich kostete sein glänzendes Hofleben ungeheure Summen Geldes, und wiewohl die Einkünfte aus den Marken sich mit der Zunahme des öffentlichen Wohlstandes ungemein vermehrt hatten, so befand sich der Fürst doch fast immer in großer Geldverlegenheit. Da halfen denn die Stände, welche ihm für die sonstige treffliche Regierung dankbar ergeben waren, immer getreulich aus, indem sie die Bierziese erhöhten und noch andere Steuern freiwillig gewährten, wogegen ihnen Joachim das Zugeständniß machte, „keine wichtige Sache, die das Land angehe, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten ohne Beirath und Bewilligung der Landrätthe (Stände) zu verhandeln.“

Eine andere Folge der Geldverlegenheiten des Kurfürsten war die Zurückberufung der Juden, welche sich alsbald in großer Zahl wieder in der Mark verbreiteten. Sie mußten ein hohes Schutzgeld zahlen, wußten sich aber durch Wuchergeschäfte reichlich dafür zu entschädigen. Joachim bediente sich ihrer Hülfe in vielen Gelbnöthen, besonders aber war ihm ein Jude Pippold

sehr nützlich, dem er ein großes Vertrauen schenkte, und der sogar zu seinem Münzmeister ernannt wurde. Durch unverschämten Wucher und durch manchen Mißbrauch seines Einflusses machte sich derselbe aber beim Volke sehr verhaßt. Würdiger des fürstlichen Vertrauens war Joachim's erfahrener und kluger Rath Lampert Diestelmeyer, ein geborener Leipziger, welcher die Rechte studirt und die Staatsgeschäfte unter Moritz von Sachsen kennen gelernt hatte. Derselbe wurde in Folge seiner treuen Dienste und des trefflichen Rathes, welchen er in den wichtigsten Dingen dem Kurfürsten ertheilte, von demselben zum Kanzler erhoben und in großen Ehren gehalten.

Joachim war noch im hohen Alter sehr rüstig und heiteren Gemüths. Die Nachricht von dem drohenden Tode seines Bruders Johann aber ergriff ihn so tief, daß er von dem Augenblicke an selbst nur von Todesgedanken erfüllt war. Er brachte die letzten Tage in frommen Betrachtungen und geistlichen Unterhaltungen zu und starb in Folge eines Schlagflusses (1571).

Johann von Küstrin. Wenige Tage darauf folgte ihm Markgraf Johann ins Grab. Der Hof desselben in Küstrin hatte in mancher Beziehung das entgegengesetzte Bild von Joachim's Leben dargeboten: bürgerlich einfach ging es bei ihm her, und seine strenge Tagesordnung war nur auf fortwährende nützliche Thätigkeit berechnet. Johann war mit seiner Gemahlin ein Vorbild von Mäßigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Frömmigkeit. Selten hat ein Fürst so allseitig für die Hebung der öffentlichen Wohlfahrt Sorge getragen, wie er. Dem Handel baute er Landstraßen und Brücken, machte Flüsse schiffbar und legte Wasserleitungen an, Ackerbau und Gewerbe begünstigte er auf jede mögliche Weise, Kupferhämmer, Papier- und Walkmühlen verdanken ihm ihren Ursprung. Der erste von allen Herrschern der märkischen Lande, ließ er den Getreidevorrath geeigneter Jahre aufspeichern, um dem Bedürfnisse in Zeiten der Noth und des Mißwachses väterlich abzuhelfen. Sehr viel that er für Schulen und Kirchen und zur Milderung des harten Looses der Armuth. Das Volk nannte ihn „Vater der Armen,“ und seine Gemahlin war ihm in solcher segensreichen Thätigkeit eine treue, gleichgesinnte Genossin. Um sich zu überzeugen, ob seine landesväterlichen Anordnungen überall ernstlich befolgt würden, reiste er öfters verkleidet im Lande umher, und mischte sich unerkannt in die Kreise des Volkes. Einstmals kam er auf diese Art in eine niedere Schenke, ließ sich mit der Wirthin in ein Gespräch ein, und fragte besonders, wie man mit dem Fürsten zufrieden sei. Da brachte die Frau alle möglichen Beschwerden über die vielen Steuern und die theueren Beamten vor. Wie vom Donner gerührt stand sie aber da, als gleich darauf ein hereintretender Edelmann den Fürsten erkannte und als solchen begrüßte. Johann reichte ihr jedoch freundlich die Hand und sagte: „So deutsch, als dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räten mit mir gesprochen.“

Auch zur Vertheidigung des Landes gegen etwaige Einfälle der Nachbarn traf Johann wichtige Vorkehrungen, indem er das Kriegswesen auf alle Weise verbesserte und besonders die Orte Küstrin und Peitz in Festungen umwandelte, wozu er vermöge seiner trefflichen Geldwirthschaft leicht die Mittel aufbringen konnte. Zu bedauern ist dagegen, daß seine Sparsamkeit theilweise in Habsucht und Geiz ausartete, und daß er sich hierdurch zu manchem Schritte

der Härte hinreißen ließ. Im Allgemeinen freilich kam seine Sparsamkeit dem Lande eben so zu statten, wie seine strenge Ordnungsliebe und Gerechtigkeit. Sein Andenken blieb, wie das seines Bruders Joachim, unter dem märkischen Volke in Segen.

14. Die deutschen Ritter und das Herzogthum Preußen.

Unter Joachim's II. Regierung erhielten die brandenburgischen Fürsten die Anwartschaft auf dasjenige Land, in welchem sie anderthalbhundert Jahre später ihren Königsthron aufrichteten, und welches seitdem ihrer ganzen glorreichen Herrschaft den Namen gegeben hat, auf das Herzogthum Preußen. Zum leichteren Verständniß, auf welche Weise sie zu solchen Ausichten und Rechten gelangten, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte Preußens werfen.

Die alten Preußen und die Befehrungsversuche; Christian von Oliva. Die Preußen, ein slavisches, mit deutschen und lettischen Stämmen vermischtes Volk, welches zwischen der Weichsel und dem Niemen wohnte, waren die Letzten unter den Slaven an Deutschlands Grenzen, welche noch unbefehrt im Heidenthum verharreten, als ringsum in Pommern, in den Marken, in Polen und selbst in Livland das Christenthum schon Wurzel gefaßt hatte. Die Preußen haßten das Christenthum als die Religion ihrer Feinde, welche ihnen mit dem christlichen Glauben die Knechtschaft auferlegen wollten, wehrten mit begeistertem Muth alle Angriffe ab und fielen verheerend in das Gebiet ihrer Nachbarn ein.

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts faßte ein eifriger, kluger und besonnener Mönch, Christian zu Oliva in Pommern den Plan, die Preußen statt mit dem Schwert durch milde Bekehrung für das Christenthum zu gewinnen, und im Verein mit mehreren Klosterbrütern wußte er in der That einen glücklichen Anfang des Befehrungswerkes zu machen, wofür ihn der Papst zum Bischof von Preußen ernannte. Aber ein wilder Aufstand der hierdurch gereizten Heiden zerstörte nochmals das Werk des glaubenseifrigen Christian. Nicht besseren Erfolg hatte ein Kreuzzug, welchen auf Anregung des Mönchs von Oliva viele deutsche Fürsten nach Preußen unternahmen; sie zogen unverrichteter Sache wieder heim, und trotziger als je griffen die Preußen ihre christlichen Nachbarn an. Noch ein Mittel wollte Christian versuchen, um das Ziel seiner langjährigen Bemühungen zu erreichen. In Livland war die Befehrung vorzüglich dem Ritterorden der Schwertbrüder zu danken gewesen; nach ihrem Muster bildete man nun einen Orden der Ritter Christi in Preußen (von ihrem Hauptsitze Dobrin auch die Ritterbrüder von Dobrin genannt), welche als Abzeichen auf dem weißen Mantel einen rothen Stern und ein Schwert trugen, und vom Herzog Konrad von Masowien mit Land reichlich ausgestattet wurden. Aber auch sie vermochten die Kraft der erbitterten Heiden nicht zu brechen, welche sogar in Pommern einbrachen, das Kloster Oliva verbrannten und die Mönche ermordeten. Da wandte sich Christian endlich als letzte Zuflucht an die deutschen Ritter, deren erfolgreiche Tapferkeit im Kampfe gegen heidnische Völker bereits erprobt war.

Der deutsche Ritterorden verdankte seinen Ursprung einem frommen

Deutschen, welcher mit seiner Familie zu Jerusalem gelebt und zur Aufnahme seiner hilfsbedürftigen Landsleute, die zum heiligen Grabe wallfahrteten, dort ein Hospital nebst einem Bethaus unter Anrufung der Jungfrau Maria errichtet hatte. Hieran schloß sich später (1190) eine Verbrüderung deutscher Ritter an, welche nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer die Pflege der Kranken und die Vertheidigung des heiligen Landes, sowie überhaupt den Schutz der Kirche, ihrer Diener und der Wittwen und Waisen zur Aufgabe hatte. Die deutschen Ritter trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze; nach ihren verschiedenen Pflichten zerfielen sie in zwei Abtheilungen, die eine für den Kampf, die andere für die Liebeswerke. Der Orden stand an Reichthümern den übrigen Ritterorden weit nach, und sein Ansehen war im Vergleich mit denselben gering, bis ein vortrefflicher Hochmeister, Hermann von Salza aus Thüringen, an seine Spitze trat. Hermann war ein Mann, so tapfer als klug, so fest als gewandt, so unternehmend als besonnen, so kräftig als fein gebildet, überall, an den Höfen wie auf dem Kampfplatze, ausgezeichnet und ebenso an der Spitze des Ordens. Bald wuchs nun das Ansehen der Ritter, und Papst Honorius erhob den Großmeister nebst seinen Nachfolgern in den Fürstenstand.

Als an Hermann von Salza die Aufforderung gelangte, seine Ritter nach Preußen zu führen, war es eben nahe daran, daß das heilige Land den Christen wieder ganz entzogen wurde; dem Orden drohte daher der Verlust seiner Besitzungen im Morgenlande. Um so willkommener mußte ihm die Aussicht auf Erwerbung anderer Ländereien sein. Hermann nahm mit Freuden die Einladung des Christian von Oliva an, und ließ sich vom Kaiser Friedrich II. den Besitz der in Preußen zu erwerbenden Landstriche mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürsten zusichern. Für die erste Niederlassung wurde nun den deutschen Rittern das Land Vobau und Kulm vom Herzog Konrad von Masovien abgetreten, und im Jahre 1227 schickte Hermann von Salza den tapferen Landmeister Hermann Balk mit Rittern und reisigen Knechten in das neue Besitzthum des Ordens. Bald folgte ihnen ein größeres Kreuzheer nach, und nun begannen die vieljährigen Kämpfe des Ordens gegen die heidnischen Nachbarn. Lange widerstanden dieselben, aber die deutschen Ritter gingen planmäßig vorwärts, legten bei jedem Schritt, welchen sie vordrangen, Burgen an, unter deren Schutz von deutschen Einwanderern Städte erbaut wurden. Freilich lange noch erneuerten sich die Empörungen, die immer wieder mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten, viele und blutige Schlachten wurden geschlagen, und nur mit Hilfe neuer Kreuzzüge aus Deutschland vermochten die Ordensritter das Land allmählig zu unterwerfen. Mehr als einmal war der Orden am Abgrunde des Verderbens, bis er nach funfzigjährigem Kampfe die Preußen endlich ganz besiegt hatte, und dann erst durch kluge Behandlung derselben seine schwer erworbene Herrschaft befestigte.

Der Geist des deutschen Ordens; seine Blüthe; die Marienburg.

Die Macht und Gewalt des Ordens beruhte wesentlich auf der strengen Einheit des Willens, welcher in demselben waltete und auf der hingebenden, opferfähigen Begeisterung aller Mitglieder für dasselbe Ziel. Es war eine denkwürdige Erscheinung jener von religiösem Enthusiasmus erfüllten Zeit, daß der junge Edelmann seiner Familie und Heimath freudig entsagte, um

mit Verzichtleistung auf alle Lust des Lebens die strengen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth zu übernehmen. Das Ordenshaus, in welches er eintrat, sollte ein Sitz klösterlicher Zucht, der Demuth, der Selbstverleugnung und der Frömmigkeit sein. Jedem, welcher die Aufnahme in den Orden begehrte, wurde eine Probezeit gestattet, damit er vor leichtfertiger Uebernahme zu schwerer Verpflichtungen behütet bliebe. Wenn die Probezeit vorüber war, so leistete er knieend am Hochaltar das Gelübde auf das Evangelium, in ewiger Keuschheit und ohne Eigenthum zu leben, in strengem Gehorsam gegen Gott, die heilige Jungfrau und den Ordensmeister. Das Schwert wurde ihm umgegürtet, das er als Schirmer der Kirche, als Beschützer der Wittwen und Waisen führen sollte; dann empfing er aus des Priesters Händen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, ein Zeichen, daß er einen neuen Menschen voll Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit anziehen wolle. Dabei wurde ihm nichts verheißen als nothdürftige Kost und ein schlechtes Gewand, und wenn er etwas Besseres erhielt, so sollte er Gott, der heiligen Jungfrau und dem Orden dafür dankbar sein. Der neue Ritter wurde sofort einem Ordenshause zugewiesen. Die Genossenschaft in jedem dieser Häuser bestand aus Priestern, Rittern und dienenden Brüdern, welche mit den Priestern die Krankenpflege übten. Jedes Haus stand unter einem Komthur, ohne dessen Erlaubniß kein Ritter sich entfernen durfte. Ungehorsam gegen die Ordensregel oder gegen die Vorschriften der Vorgesetzten wurde mit strenger Strafe gebüßt, welche bald in Fasten, bald in Geißelhieben und in Gefängniß bestand. Der Tag und die ganze Beschäftigung des Ordensritters war durch gewisse Andachtsübungen in sechs Abschnitte getheilt. Schon früh Morgens riefen ihn die Glocken zur Frühmette, nach welcher des Tages Arbeit und die ritterlichen Uebungen begannen; der Glocken Ruf erneuerte sich zu den festgesetzten Stunden bis zur Vesper. Selbst der Schlummer der Nacht wurde durch Andachtsübungen unterbrochen. Die Mußestunden wurden gemeinsam im VersammlungsSaale der Burg verlebt. Hier war harmloser Scherz, erheiternbes Gespräch, selbst Schachspiel und andere Ergötzlichkeiten erlaubt, nur alles Spiel um Geld streng verboten. Die Ritter hielten ihr einfaches Mahl an gemeinsamer Tafel. Bier war das gewöhnliche Getränk, seltener wurde Meth gereicht, Wein nur an festlichen Tagen. Die Speisen sollten einfach, aber gesund und nahrhaft sein. Zur nächtlichen Ruhe diente allen Rittern ein gemeinsamer Schlaffaal, wo ein Strohsack, ein Strohkissen und eine wollene Decke ihr Lager ausmachten. Auch wenn der Ritter sich außerhalb des Ordenshauses befand, begleitete ihn die Strenge der Gesetze. Sein Weg wurde ihm abgemessen, die Orte, wo er einkehren durfte, genau bestimmt und die Zeit der Rückkehr vorgeschrieben.

So demüthig aber diese Lebensart, so streng der Gehorsam war, so fühlte sich der Ritter doch durch das stolze Bewußtsein gehoben, ein Glied der geachteten Gemeinschaft zu sein, deren Ruhm, Macht und Größe in der ganzen Christenheit geehrt und gefeiert waren und seines Lebens Ziel und Lohn ausmachten. Alle Thatkraft jener tapferen und begeisterten Männer hielt vereinigt zu einem gemeinsamen Zwecke zusammen; und das eben war des Ordens Stärke. Nachdem die Unterwerfung Preußens vollendet war, verlegte der Hochmeister des Ordens seinen Sitz, welcher vorher in Venedig

und dann in Marburg gewesen war, in den Mittelpunkt der neu erworbenen Herrschaft nach der prächtigen Marienburg an der Rogat, welche als herrliches Denkmal des mächtigen Ordens die Jahrhunderte überdauert hat und jüngst (durch König Friedrich Wilhelm IV.) in ihrer ganzen Pracht wieder erstanden ist.

Der Orden regierte die von ihm erworbenen oder eroberten Gebiete mit vollständiger fürstlicher Gewalt. Der Hochmeister, und in dessen Stellvertretung der Landmeister, übte die landesherrlichen Befugnisse. Die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berieth er in einem jährlich gehaltenen Ordenskapitel, und that nichts Bedeutendes ohne Rath und Zustimmung der vornehmsten Ordensbeamten, des Marschalls, der Komthure u. s. w. Das Land war in Kreise getheilt, deren jeder zu einer Burg gehörte; in jeder Burg befanden sich zwölf bis vier und zwanzig Ritterbrüder unter der Leitung eines Komthurs.

Seit der Verlegung des Hochmeisterstizes nach Marienburg erblühte die Macht des Ordens und das Glück der preussischen Lande immer herrlicher. Die Marienburg im Herzen der Ordensherrschaft wurde der Mittelpunkt der gesammten Regierung. Der Hochmeister mit seinem Hofstaate, die obersten Beamten oder Gebietiger des Ordens, der Großkomthur, der Marschall, der Oberst-Spittler als Aufseher über die Hospitäler, der Oberst-Tapierer, welcher für die Kleidung sorgte, der Oberst-Tressler oder Schatzmeister, funfzig bis siebzig Ritter, welche dort (ausnahmsweise in so großer Zahl) ihren Convent hatten, die großen Ordenskapitel, welche daselbst gehalten wurden, die Gesandten vieler europäischen Fürsten und vornehme Fremde aus allen Gegenden brachten in der herrlichen Burg und deren Umgebung ein glänzendes Leben hervor, und die Bildung, welche dort eine Stätte fand, verbreitete sich allmählig auch über das ganze preussische Land. Deutsche Sprache und deutsche Sitte wurden von dem Orden sehr geflissentlich und durch strenge Gebote im Lande eingeführt und begannen bald im Volke Wurzel zu schlagen.

Unter Wien rich von Kniprode war des Ordens goldene Zeit. Viele treffliche Ritter zierten den Orden, die Städte blüheten durch das Gedeihen des Handels und der Gewerbe, dem Landbau wurde die erfolgreichste Förderung zu Theil und die Ordensländer entwickelten in jeder Beziehung die schönste jugendliche Kraft. So belebt war der Verkehr in des Landes Handelsplätzen, daß im Danziger Hafen z. B. ein Sturmwind sechszig Rauffahrtschiffe zerstören konnte. Die Verwaltung des Landes, die Rechtspflege und die Verordnungen für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt waren musterhaft. Künste und Wissenschaften erblüheten in dem Orden; jedem Convent wurden zur Beförderung wissenschaftlicher Bildung zwei gelehrte Ordensbrüder beigegeben, einer der Gottesgelehrtheit, der andere der Rechte kundig. Nach Marienburg, welches die Pflanzstätte der Gelehrsamkeit für die Ordensbrüder werden sollte, wurden die berühmtesten Gelehrten aus Deutschland berufen.

Allmählicher Verfall; Krieg mit Polen. Aber mit der höchsten Blüthe des Ordens traten auch bereits Anzeichen des drohenden Verfalls ein. Der Glanz und die Macht des Ordens ertödteten auch hier, wie es bei den meisten solcher Rittergemeinschaften der Fall war, die Tugenden, welche das

glorreiche Aufblühen herbeigeführt hatten. Die bescheidene Demuth und Hingebung, welche die Ritter zuerst beseelt hatten, der opferfähige Sinn, welcher Wunder der Tapferkeit gethan und nur das Wohl der Gemeinschaft bezweckt hatte, — konnte nicht mehr in seiner Reinheit fortbestehen, als mit des Ordens Wachsthum und Blüthe auch die einzelnen Ritter, besonders die Gebietiger, in ein Leben voll äußeren Glanzes hineingezogen wurden. Da wurde die Demuth bald durch den Ehrgeiz und die Hoffahrt, — die Selbstverleugnung durch die Eigenliebe und Genußsucht verdrängt, und an die Stelle der alten Einigkeit, welche die Kraft des Ordens ausgemacht, mußten Spaltungen und gegenseitige Rabalen treten, welche die Grundfesten seiner Macht erschütterten. Die Gelübde wurden allmählig zu leeren Worten: die Ritter sollten keusch, arm und ihren Oberen gehorsam sein, sie wurden aber überlich, verschwenderisch und widerspenstig. Ein Ordensmeister, welcher die alte strenge Zucht wieder einführen wollte, sah sich genöthigt, sein Amt niederzulegen.

Während so der Orden den Keim des Unterganges in sich selbst nährte, entwickelte sich von anderer Seite bereits ein gefahrdrohender Widerstand gegen seine Macht: sowohl der alte Adel des Landes, als auch die Städte, welche sich zu immer größerem Wohlstande, aber auch zu immer lebhafterem Freiheitsgefühl erhoben, begannen an der Herrschaft des Ritterordens zu rütteln und traten zu Bündnissen zusammen, um sich eine größere Selbstständigkeit zu sichern.

Des Ordens Macht war freilich zu fest begründet, als daß sie in kurzer Zeit hätte erschüttert werden können. Der kriegerische Geist desselben bewährte sich nach der Unterwerfung Preußens noch in den Feldzügen gegen das kühne, wilde Volk der Litthauer, welche vom dreizehnten Jahrhundert an die Länder der Russen, der Polen und des deutschen Ordens in verheerenden Zügen überfielen und von der Düna bis zum Dniestr ihre Herrschaft begründeten. Fünf und achtzig Jahre hindurch kämpften die deutschen Ritter in unzähligen Gefechten und vielen blutigen Schlachten gegen diese wilden Horden, zu deren Bekämpfung auch Kreuzfahrer aus Böhmen und anderen Ländern herbeikamen. Vergeblich siegte der Orden bei Rudau und in anderen schweren Schlachten, vergeblich erwiederte er die wilden Einfälle der Litthauer und führte einst 70,000 gefangene Litthauer nach Preußen in die Knechtschaft; die Macht des kräftigen Heidenvolks konnte durch feindliche Gewalt nicht gebrochen werden; die Befehung desselben wurde erst durch einen einheimischen Fürst selbst bewirkt, durch Wladislaus Jagello, welcher, um die polnische Prinzessin Hedwig heimzuführen, zum Christenthum übertrat und sein Volk allmählig nach sich zog.

Seidem wurde jedoch die Macht des verbündeten Polens und Litthauens dem Orden noch bei Weitem gefährlicher; nicht lange, so kam es zu blutigen Kriegen. Im Jahre 1410 rückte Wladislaus mit einem großen Heere Polen, Litthauern, Tartaren, Masoviern und allerlei Söldnern aus Schlesien, Mähren und Böhmen gegen Preußen heran, eroberte und verbrannte viele Burgen des Ordens. Im Walde bei Tannenberg kam es zur Schlacht mit dem gleichfalls sehr zahlreichen Ordensheere. Tapfer wurde von beiden Seiten gestritten und schon wichen die Litthauer und böhmischen Söldner zurück, selbst Wladislaus' Leben war in Gefahr; da nahmen die Polen noch einmal in

wüthender Begeisterung den Kampf auf und schlugen das preußische Heer endlich aufs Haupt. Zwar waren sechszigtausend von Wlabislaus' Heer gefallen, aber auf Seiten des Ordens sank der Hochmeister mit allen obersten Gebietigern, sechshundert Ritter und ein großer Theil des Heeres; die übrigen waren theils gefangen, theils zersprengt und das ganze Lager ward zur Beute der siegreichen Polen. Noch schlimmer aber war es, daß fast das ganze Land theils aus Furcht vor den Siegern, theils aus Abneigung gegen den Orden ohne allen Widerstand dem Feinde huldigte. Es zeigte sich jetzt, wie sehr die Strenge und der Uebermuth der Ordensherrschaft der Festigkeit derselben bereits geschadet hatte.

Nur ein kleiner Theil des Landes wurde noch von dem Komthur Heinrich von Plauen gehalten: schleunigst bemächtigte sich derselbe der Marienburg, um diese wenigstens nicht in der Feinde Hände fallen zu lassen. Dort leistete er allen Angriffen tapferen Widerstand, bot dem Könige von Polen für den Frieden das Land von Kulm und Pomerellen; da dieser aber ganz Preußen verlangte, brach der Komthur die Verhandlungen kurz ab, indem er ausrief: „Gott und die heilige Jungfrau werden uns helfen!“ Sein mutthiges Vertrauen wurde belohnt; denn Pest und Hungersnoth schwächten das Belagerungsheer, während aus Livland und aus der Neumark dem Orden Hülfstruppen herbeigeführt wurden. Nun hätte Wlabislaus gern die früheren Friedensbedingungen angenommen; aber Heinrich von Plauen wollte jetzt nicht mehr auf dieselben eingehen, und im Frieden von Thorn (1411) wurde dem Orden fast das ganze preußische Land erhalten und nur für die Gefangenen ein beträchtliches Lösegeld gezahlt.

Heinrich von Plauen, dessen Muth die Ordensherrschaft gerettet hatte, wurde nun zum Großmeister gewählt und wußte durch das kräftigste Regiment auch die zerrütteten inneren Verhältnisse des Landes neu zu ordnen. Aber die Strenge, womit er dabei verfuhr, erbitterte die reichen Städte, besonders Danzig, sowie den Landadel, welcher sich mit einem Theil der Ordensritter in Verschwörungen gegen das Leben des Hochmeisters einließ; zwar wurden diese entdeckt, doch nahm das Mißvergnügen über Heinrich's Eigenmächtigkeit im Orden selbst so zu, daß er sich bald seines Lebens nicht mehr sicher sah und zuletzt mit Verletzung der vorgeschriebenen Formen seines Amtes entsetzt wurde (1413). Der Ketter des Ordens wurde in schmachvoller Gefangenschaft gehalten, man ließ es ihm an dem Nothwendigsten fehlen, bis er nach funfzehn trüben Jahren starb.

Seitdem traten die Parteiungen unter den Rittern immer gefahrdrohender hervor und nöthigten den Hochmeister, außerhalb des Ordens eine Stütze zu suchen. Schon Heinrich von Plauen hatte aus demselben Grunde versucht, das Land selbst, die Städte und den Adel, für sich zu gewinnen, indem er ihnen einen Einfluß auf die Landesangelegenheiten gewährte; jetzt geschah dies in weiterem Maße. Es wurde festgesetzt, daß der Ordensmeister künftig zu Marienburg nicht nur die klügsten Brüder des Ordens, sondern auch zehn Männer aus dem Landesadel und zehn Rathsherrn aus den großen Städten bei sich haben sollte; nur mit Zustimmung dieses Landrathes sollten künftig wichtige Neuerungen eingeführt und neue Abgaben auferlegt werden. In der Folge wurde diese Einrichtung noch weiter ausgebildet und

durch diese Betheiligung des Adels und der Städte an den öffentlichen Angelegenheiten die bisherige ausschließliche Macht des Ordens sehr beschränkt; denn der große Landrath benutzte natürlich jede Gelegenheit, die Rechte und Freiheiten des Landes gegen die Ritter und den Hochmeister zu erweitern. Dazu kam, daß die alten Verbindungen unter dem Adel, besonders der sogenannte Eidechsenbund, sich mit den reichen Handelsstädten, Danzig u. a. zur Aufrechterhaltung und Mehrung ihrer Privilegien vereinigten: sie erhoben laute Klage über den Druck, die Willkür, Bestechlichkeit, Wollust und Schwelgerei der Ritter und stifteten zu Marienwerder im Jahre 1440 geradezu einen Bund, um gegen alle „Vergewaltiger“ zusammen zu halten. Dieser Bund erwuchs sehr bald zu einer großen Macht neben der Ordensregierung, und konnte sich um so freier ausdehnen, als die Hochmeister wiederholt in neue Streitigkeiten und Kriege mit Polen verwickelt wurden. Im Orden selbst entstanden neue Spaltungen, indem die Einen heftiger, die Anderen vorsichtiger gegen den Bund aufzutreten gedachten.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Endlich kam es zum offenen Bruch. Die Ritter wollten den Bund, dessen Widerstand immer trotziger geworden war, mit Gewalt vernichten, aber fast das ganze Land erhob sich gegen den Orden, in kurzer Zeit fielen durch Gewalt oder Verrath die meisten Burgen in die Hände des Bundes, dessen Truppen nun vor Marienburg rückten. Die Ritter waren endlich zum Nachgeben bereit, aber der Bund hatte sich bereits an den König Kasimir IV. von Polen gewandt, um diesen das Land anzutragen. Kasimir kam mit einem zahlreichen Heere nach Preußen: Alles huldigte ihm, selbst einzelne Ritter traten zu ihm über. Der Orden im Ganzen aber ermannte sich nochmals, die Marienburg wurde tapfer vertheidigt und das polnische Heer durch Heinrich Neuf von Plauen bei Konitz gänzlich geschlagen (1454). Das ganze polnische Lager, selbst Kasimir's Krone, wurde eine Beute der Sieger: der Hochmeister bot den Abtrünnigen Verzeihung, Viele kehrten zum Gehorsam gegen den Orden zurück. Der Bund dagegen warb neue Truppen und suchte auch die zahlreichen Söldner des Ordens durch höhere Bezahlung an sich zu ziehen; Danzig und die übrigen reichen Städte brachten dazu große Summen auf, während der Orden seinerseits in großer Geldverlegenheit war. Schon hatte er seinen Söldnerhaufen, da er sie nicht bezahlen konnte, die Marienburg selbst verpfändet, schon hatte er die Neumark an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg (1451) für hunderttausend Gulden überlassen, doch immer von Neuem gerieth er in klägliche Noth. Seine Söldner verkauften die ihnen verpfändete Marienburg zuletzt an den König von Polen, welcher wieder mit einem Heere in Preußen erschien und von der Burg Besitz nahm, während der Hochmeister nach Königsberg flüchten mußte. Der Krieg dauerte mit immer erneuerten Verheerungen fort, von beiden Seiten wurde Alles versucht, um den endlichen Sieg zu erringen. Der König von Polen jedoch, durch andere Streitigkeiten mit Litthauen gelähmt, fing an zu besorgen, daß er nicht im Stande sein werde, ganz Preußen zu erobern, indem der östliche Theil noch immer dem Orden treu blieb. Von beiden Seiten war man des langen Kampfes müde und zu einem Vergleich geneigt; da vermittelte endlich der päpstliche Legat den Frieden von Thorn (1466), durch welchen ein großer Theil Preußens

mit Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an die Krone Polen abgetreten wurde, das Uebrige aber dem Hochmeister als polnisches Lehen verblieb. Die Verfassung des Ordens blieb unverändert; nur mußten die Hälfte der Ritter künftighin Polen sein. Der Bund der Städte und des Adels wurde aufgelöst.

So waren die Ordenslande nun in zwei Theile zerfallen: den östlichen Theil (Ostpreußen) regierte der Hochmeister, jedoch nicht mehr als unabhängiger Landesfürst, sondern als polnischer Lehensträger, den westlichen (Westpreußen) ließ der König von Polen zuerst durch einen besonderen Statthalter in Marienburg regieren, bald darauf aber behandelte er das Land nur als polnische Provinz, und zu spät sahen die verführten Westpreußen ein, daß sie sich statt des Ordens nur einen viel gewaltigeren Herrscher gegeben hatten, welcher ihre Landesfreiheiten allmählig ganz zu vernichten bedacht war.

Markgraf Albrecht von Anspach wird Hochmeister. Die Hochmeister versuchten vergeblich, sich wenigstens in Ostpreußen von der polnischen Lehensherrlichkeit wieder zu befreien; sie mußten sich der Uebermacht beugen und sahen zuletzt ein, daß sie allein gegen Polen nichts vermöchten. Um nun die Macht und das Ansehen ihrer Herrschaft wieder zu heben, kamen die Ritter auf den Gedanken, dieselbe einem Fürsten aus einem benachbarten mächtigen Hause zu übertragen. Nachdem Herzog Friedrich von Sachsen ihren Antrag abgewiesen hatte, wurde der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Sohn Friedrich's von Anspach und Enkel des Albrecht Achilles, zum Hochmeister erwählt. (1511.) Seine Person schien in doppelter Beziehung geeignet, der Ordensherrschaft neue Kraft zu verleihen; einmal wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, sodann weil er zugleich der Neffe König Sigismund's von Polen war, welcher ihm deshalb, wie die Ritter hofften, eine größere Unabhängigkeit wohl gern gewähren würde. In der That erwies sich Sigismund dem Orden und dessen neuem Hochmeister auf jede Weise freundlich und willfährig, doch wollte er demselben die Hulldigung nicht erlassen. Herzog Albrecht weigerte sich, dieselbe zu leisten, und es kam darüber zum Kriege. Dieser hatte für den Orden keinen glücklichen Verlauf; nach zweijähriger Verheerung des Landes wurde ein Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen.

Reformation in Preußen; Verwandlung der geistlichen Herrschaft in ein weltliches Herzogthum. Während dieser Zeit wurde Herzog Albrecht mit den deutschen Reformatoren, besonders mit Luther, Oslander und Spalatin bekannt, und diese forderten ihn dringend auf, den Ritterorden aufzugeben, sich zu vermählen und ein weltliches Fürstenthum statt des geistlichen Ordens in Preußen zu gründen. Seitdem trug der Herzog solche Gedanken unablässig mit sich herum, und er wurde darin noch bestärkt, als die Reformation in Preußen durch den Bischof von Samland, Georg von Polenz, schnelle Verbreitung gewann. Mönche und Nonnen verließen auch dort ihre Klöster und ebenso traten viele Ritter aus dem Orden, verheiratheten sich und gingen in die Kreise des bürgerlichen Lebens über. Die Zeit war günstig, um auch die Herrschaft des geistlichen Ordens in ein weltliches Fürstenthum umzuschaffen.

Als nun der vierjährige Waffenstillstand mit Polen vorüber war, bot König Sigismund selbst zu einer solchen Umänderung die Hand; er erklärte sich bereit, wenn Albrecht ihm den Lehenseid leisten wollte, nicht nur ihn, sondern auch seine Brüder und deren Erben mit Preußen als einem weltlichen Herzogthum zu belehnen. Albrecht fand natürlich bei den Ordensrittern heftiges Widerstreben gegen diese Neuerung; aber ungeachtet aller Einwendungen wurde zu Krakau (1525) ein Vertrag abgeschlossen, in welchem festgesetzt wurde, der König solle alle in der Urkunde bezeichneten Länder dem Markgrafen, als einem Herzog in Preußen leihen, dieser als belehnter Fürst der Krone Polen als natürlichem Erbherrn schwören, seine Brüder mitbelehnt sein und erst nach dem Aussterben ihres Mannesstammes das Land an Polen fallen. Der Orden mußte sich dazu verstehen, seine Zustimmung zu diesem Vertrage zu geben, worauf König Sigismund den Herzog Albrecht nebst seinen Brüdern durch ein Panier mit einem schwarzen Adler feierlich belehnte, Albrecht aber dem Könige den Lehenseid schwor.

Sowie Albrecht nach Preußen kam, huldigten ihm die Stände freudig als erblichem Fürsten: der Bischof von Samland, ein eifriger Beförderer der Reformation, übergab ihm öffentlich alle zu dem Hochstifte gehörigen Güter, und seinem Beispiele folgten Andere bald nach. Der Ritterorden war nun in Preußen zu Grabe gegangen, die meisten Ritter verheiratheten sich und nahmen Ehrenstellen und Landgüter als willkommenen Entschädigung an, die wenigen Widerstrebenden vermochten Nichts gegen die herzogliche Gewalt. Zwar erklärte sich der Papst, wie zu erwarten war, mit der größten Entschiedenheit gegen diese Vorgänge, und auch der Kaiser sprach die Acht gegen Herzog Albrecht aus; aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren und fühlte sich durch die Entfernung vom Reiche sowie durch den Schutz Polens gesichert. Die Reformation nahm überdies in Preußen immer mehr überhand, und man durfte um so weniger wagen, den Herzog ernstlich anzutasten: er blieb bis zu seinem Tode im ungestörten Besitze der Herzogsgewalt, obwohl seine Schwäche und die Begünstigung ausländischer Beamten ihn in mannichfache Streitigkeiten mit den Ständen verwickelten.

Mitbelehnung der brandenburgischen Fürsten in Preußen (1569).

Als Albrecht seinem Ende nahete, waren von der fränkischen Linie der Hohenzollern, welche mit ihm zunächst die Belehnung in Preußen erhalten hatte, nur noch zwei Fürsten übrig, nämlich sein Bruder Markgraf Georg Friedrich und sein Sohn Albrecht Friedrich. Dies wurde für den Kurfürsten Joachim II. Veranlassung, sein Augenmerk auf das junge preußische Herzogthum zu richten und zu versuchen, ob er dasselbe nicht an seine brandenburgische Fürstenlinie bringen könnte. Schon früher hatte er, wiewohl vergebliche Bemühungen gemacht, um die Anwartschaft auf diesen so ansehnlichen Ländererwerb zu erlangen. Der Kanzler Diestelmeyer war es besonders, der ihn dazu mit dringenden Vorstellungen immer wieder antrieb. Joachim erneuerte denn bei Herzog Albrecht's Tode die Bitte an Sigismund um Mitbelehnung in Preußen; um sein Gesuch kräftiger unterstützen zu können, schickte er einen Gesandten zum Reichstage nach Lublin, wo der junge Albrecht Friedrich die Belehnung von Sigismund erhalten sollte. Er sparte weder Vorstellungen, noch Geld, um sich die polnischen und preußischen Stände geneigt zu machen. Den

Preußen war die Aussicht auf die brandenburgische Mitbelehnung deshalb sehr erwünscht, weil sie dadurch vor der Gefahr gesichert wurden, unmittelbar an Polen zu fallen; die Stände, wie der junge Herzog, unterstützten daher Joachim's Gesuch. Auf die Polen wirkte nächst dem brandenburgischen Solde vorzüglich die ausgezeichnete Beredsamkeit des kurfürstlichen Gelehrten Prätorius. König Sigismund aber gab der Neigung der polnischen und preussischen Stände um so eher nach, weil er bei der Jugend und Frische des Herzogs Albrecht Friedrich ein Aussterben der fränkischen Herzogslinie in Preußen nicht für nahe hielt, und so erreichte Joachim sein ersehntes Ziel, die Mitbelehnung Brandenburgs im Herzogthum Preußen. (1569.)

Joachim allein schien die große Bedeutung dieses damals sonst wenig beachteten Ereignisses für sein Fürstenhaus zu ahnen; er ließ dasselbe durch ein glänzendes Dankfest in Berlin begeben, von welchem die Zeitgenossen nicht rühmend genug erzählen können.

15. Die Kurfürsten Johann Georg (1571--1597) und Joachim Friedrich (1597--1608).

Johann Georg's Strenge; Hinrichtung des Juden Lippold und Judenverfolgung. Johann Georg folgte seinem Vater Joachim II. als Kurfürst und vereinigte, da Markgraf Johann nur Töchter hinterlassen hatte, auch die Neumark wieder mit den alten Landestheilen; dieselbe ist seitdem nie wieder von Brandenburg getrennt worden. Johann Georg war bereits sechs- undvierzig Jahre alt, als er zur Herrschaft kam; er hatte, wenn auch keinen glänzenden Geist, doch Einsicht und Kenntnisse genug, um zu erkennen, was dem Volke heilsam war. Auch an dem guten Willen, des Landes Bestes zu fördern, fehlte es ihm nicht, obgleich er des Vaters wohlwollende Freundlichkeit nicht besaß. Sein kaltes, strenges Wesen hatte sich mit dem freudigen Treiben an seines Vaters Hofe nicht verständigen können und er war darüber nicht nur mit Joachim's Günstlingen, sondern auch mit dem alten Kurfürsten selbst oft in Zwist gerathen, bis er sich zuletzt aus dem Hofleben ganz zurückzog, um auf entfernten Schlössern ein bescheidenes Dasein zu führen. Als er nun durch Joachim's Tod auf den Thron berufen ward, war seine erste Sorge, den Hof von den Günstlingen zu säubern, welche nach seiner Ansicht die Gunst des verstorbenen Fürsten nur für ihren Eigennutz gemißbraucht hatten: er eilte nach Berlin, ließ die Thore der Stadt sperren, die vornehmsten Rätthe seines Vaters festnehmen und ihre Papiere untersuchen. Nur einer von Joachim's Rätthen fand vor Johann Georg Gnade: der wackere Diebstelmeyer, welcher auch unter der neuen Regierung seinen heilsamen Einfluß bewahrte. Gleich achtungswerth, wenn auch weniger bedeutend, war der Bürgermeister von Berlin, Thomas Mathias, welcher dem Kurfürsten Joachim mit aufopfernder Hingebung und Treue gedient hatte. Leider sollte ihn jetzt diese Treue an den Bettelstab führen; denn auch er wurde von Johann Georg in Untersuchung gezogen, und wiewohl sich ergab, daß er sich durch Joachim's Gunst keineswegs bereichert, demselben vielmehr sehr bedeutende Vorschüsse gemacht und sogar Schulden für ihn übernommen hatte, so wurde ihm doch sein Vermögen nicht zurückgegeben. In sein Amt wurde er wieder eingesetzt,

aber seine Gläubiger ließen ihn wegen der für den fürstlichen Herrn übernommenen Schulden ins Gefängniß werfen, in welchem er hilflos und in tiefem Kummer starb.

Wenn des Fürsten Strenge sich hier zur Härte und Ungerechtigkeit verirrte, so müssen wir ebenso die Grausamkeit tadeln, womit der freilich weit schuldigere Lippold, der jüdische Münzmeister und Wucherer, die Gunst Joachim's büßen mußte. Auf ihn vor Allen fiel Johann Georg's Zorn: er war bei dem üppigen Hofleben reich geworden, und, was für ihn schlimmer war, sein Uebermuth hatte alle Leute verletzt. Jetzt klagte ihn die Volksstimme nicht nur des sträflichsten Wuchers, sondern auch des Betruges an. Zwar ergab die Untersuchung seiner Papiere nicht das Mindeste, was den Vorwurf unehelichen Verdienstes begründen konnte; aber die öffentliche Wuth war gegen ihn und zugleich gegen seine Glaubensgenossen bereits so erregt, daß man vor den widersinnigsten neuen Anklagen nicht zurückschreckte. Es verbreitete sich das Gerücht, Lippold habe durch Zaubertränke den Kurfürsten Joachim vergiftet. Die That scheint geradezu unglaublich, wenn man bedenkt, welche Gunst der Münzmeister bei Joachim genoß, und wie wenig er auf gleiche Gunst bei dessen Nachfolger zu rechnen hatte; auch wurde an Joachim's Leichnam bei ärztlicher Untersuchung keine Spur von Vergiftung gefunden, aber der Haß gegen den Juden ruhete nicht, bis es gelang, ihn ganz zu verderben. Seine eigene Frau gab hierzu durch einen Ausbruch des Zehjorns schließlich die Veranlassung. Als sie den unglücklichen Mann einst in seinem Kerker besuchte, gerieth sie mit ihm in heftigen Streit, und in unbesonnenem Zorne warf sie ihm vor, daß er ein Zauberer sei und durch geheimnißvolle Tränke Joachim's Gunst zu fesseln gewußt habe. Die vor der Thür stehende Wache vernahm die Worte und berichtete dieselben an den Kerkermeister. Sofort wurde die Untersuchung mit neuer Strenge wieder begonnen, und durch die fürchterlichsten Qualen der Folter gelang es, den unglückseligen Juden zum Eingeständniß seiner angeblichen Schuld zu bringen. Nun wurde das Bluturtheil über ihn gesprochen und auf schreckenerregende Weise in Berlin vollzogen.

Nicht aber gegen Lippold allein war die Volkswuth gerichtet, sondern, wie es in jenen Jahrhunderten öfter geschah, so zog auch hier die Verschuldung des einzelnen Juden eine allgemeine Verfolgung seiner Glaubensgenossen nach sich. Schon während der Untersuchung waren die Juden in Berlin den heftigsten Mißhandlungen ausgesetzt gewesen, jetzt sah sich der Kurfürst bewogen, alle Israeliten aus dem Lande zu verweisen.

Eben so schonungslos wie gegen Lippold und andere Günstlinge des vorigen Kurfürsten verfuhr Johann Georg in einer Angelegenheit, wo es ihm noch mehr geziemt hätte, die Schwäche seines Vaters mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken. Joachim hatte ein unerlaubtes Verhältniß zu Anna Sydow, der Frau seines Stückgießers gehabt (im Volke die schöne Gießerin genannt). Er hatte sich von Johann Georg das Versprechen geben lassen, derselben kein Leids zu thun. Nichts desto weniger wurde sie nach seinem Tode zu ewiger, schmachvoller Gefangenschaft nach Spandau geführt, wo sie ihre Verirrungen durch einen elenden Lebensabend küßte. Der Volksglaube brachte seitdem die angeblichen Erscheinungen der „weißen Frau“ im Schlosse zu Berlin, welche den hohenzollernschen Fürsten immer ein Unglück verkün-

digen soll, mit diesem Ereignisse in Verbindung, indem man in der vermeintlichen Geistergestalt (neben anderen Sagen) die schöne Gieslerin erkennen wollte.

Johann Georg's Sorge für das Finanzwesen, für des Landes Sicherheit und Wohlfahrt. Zu größerem Ruhm gereichte dem Kurfürsten Johann Georg die Fürsorge, welche er der Wiederherstellung eines geordneten Finanzzustandes widmete. Er berief die Stände zusammen, um ihren Rath zu fordern, wie die schwere Schuldenlast von 2,600,000 Thalern getilgt werden könnte; dies Mal war es besonders die Ritterschaft, welche sich zu allen Opfern bereit erklärte und mehr von der Schuld übernahm, als ihr eigentlich zufiel, wogegen sich Johann Georg, welcher überhaupt den Adel begünstigte, gern verpflichtete, die einträglichen Pfründen an Domstiftern, Klöstern und Komthureien nur an Adelige zu vergeben.

Nicht minder als für das Finanzwesen sorgte Johann Georg für die innere Sicherheit, sowie für die Fortschritte aller Gewerthätigkeit. Sehr segensreich war es in letzterer Beziehung für sein Reich, daß er den verfolgten niederländischen Protestanten, welche der Glaubenshaß Philipp's II. aus ihrem Lande vertrieb, eine Freistatt in Brandenburg eröffnete. An den Weichselniederungen, sowie in Stendal, Brandenburg, Krossen und Züllichau ließen sich die frommen, fleißigen und kunstgeübten Leute zahlreich nieder, und trugen durch ihr Beispiel nicht wenig zur Hebung des Kunstfleißes in jenen Gegenden bei. Eine strenge und sonderbare Verordnung erließ der Kurfürst gegen den überhandnehmenden Aufwand unter den Bürgern. Um denselben zu beschränken, theilte er die Bürger nach ihrem Geschäfte und Vermögen in vier Klassen, welchen genau vorgeschrieben war, wie weit sie in Bezug auf Kleidung, Essen und Trinken, Haushalt, Brautgeschenke und alle Festlichkeiten gehen durften. Die kleinlichen Verordnungen, auf welche sich der Fürst deshalb einließ, bestrafen aber nur den Bürgerstand, während der Adel in seinem Thun und Treiben unbeschränkt blieb. Johann Georg's fürstliche Bauten erregten vielfache Bewunderung, besonders die Erweiterung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, welches, wie die Zeitchronik berichtet: „auf das herrlichste und prächtigste vollendet ward, also daß es in ganz Deutschland seines Gleichen nicht hatte.“

Johann Georg starb als zweiundsiebzigjähriger, aber rüstiger Greis im Jahre 1597.

Joachim Friedrich (1597—1608), der Sohn Johann Georg's, war zweiundfünfzig Jahre alt, als ihn des Vaters Tod von der Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg, in welcher er sich die allgemeinste Liebe und Dankbarkeit erworben hatte, auf den kurfürstlichen Thron rief.

Der Geraer Hausvertrag (1598). Die erste Sorge des einsichtigen, gebildeten und wohlmeinenden Fürsten war, die brandenburgischen Lande ungetheilt zu erhalten, zu welchem Zwecke er gegen eine Anordnung seines verstorbenen Vaters Widerspruch erheben mußte. Johann Georg hatte nämlich bestimmt, daß ein jüngerer Sohn, Markgraf Christian, die Neumark wiederum als unabhängiges Fürstenthum, wie unter Johann von Rüstlin erhalten sollte. Vergeblich hatte der Kurprinz Joachim Friedrich schon bei des Vaters

Zeiten sich hiergegen auf das Hausgesetz des Albrecht Achilles berufen: Johann Georg hatte die Zustimmung des Kaisers Rudolph II. zu seiner Anordnung zu erwirken gemußt. Joachim Friedrich aber war nicht gesonnen, das väterliche Reich von Neuem theilen zu lassen; er trug den Ständen und dem Kaiser vor, wie die beabsichtigte Theilung eine Verletzung seiner Ansprüche sei und Kaiser Rudolph II. gab seinen Vorstellungen endlich nach. Um jedoch seinen Bruder Christian nicht mit Gewalt aus dem ihm bestimmten Erbe zu drängen, bat der Kurfürst den Markgraf Georg Friedrich von Anspach um seine Vermittelung. Diesem gelang es, die Untheilbarkeit des brandenburgischen Kurstaates von Neuem festzustellen und doch zugleich den Bruder des Kurfürsten auf passende Weise zu entschädigen. Der hochbetagte Fürst, das Haupt der Hohenzollern in den fränkischen Landen, hatte nämlich keine Leibeserben; sein Tod schien nahe bevorzustehen und seine Länder mußten alsdann dem kurfürstlich brandenburgischen Hause zufallen. Das erleichterte ihm den Versuch einer gütlichen Verständigung zwischen dem Kurfürst und dessen Bruder. Er schloß mit Joachim Friedrich zu Gera einen Hausvertrag (1598), in welchem das Hausgesetz des Albrecht Achilles als unverletzliches Staatsgesetz bestätigt wurde; es sollten demnach die gesammten Marken mit allen dazu gehörigen Herrschaften und Anwartschaften ungetheilt immer dem Erstgebornen des kurfürstlichen Hauses zufallen; die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth dagegen nach des Markgrafen Georg Friedrich Tode den jüngeren Brüdern des Kurfürsten, den Markgrafen Christian und Joachim Ernst gehören. Das Herzogthum Jägerndorf in Schlesien, welches die fränkischen Fürsten im Jahre 1523 durch Kauf erworben hatten, wurde für des Kurfürsten Sohn Johann Georg bestimmt. Allen Prinzen des kurfürstlichen Hauses, welche nach diesen Bestimmungen nicht mit Land und Leuten versorgt werden konnten, sollte standesmäßiger Unterhalt gewährt werden.

Wenige Jahre nach Abschluß dieses Vertrages starb der alte Markgraf Georg Friedrich von Anspach, und nun trat Christian das ihm bestimmte fränkische Erbe an. Für alle Folgezeit ist die Erneuerung des alten Hausstatuts durch den Geraer Vertrag von großer Wichtigkeit gewesen, indem hierdurch die Länder des bald sehr erweiterten brandenburgischen Kurstaates fest verbunden und zusammengehalten wurden.

Die Staatsverwaltung; das Geheimerathscollegium. Noch in anderer Beziehung legte Joachim Friedrich den Grund zur glücklichen weiteren Entwicklung unseres Staates: er gab nämlich der inneren Staatsverwaltung eine neue und bessere Einrichtung, wie sie die vielfach veränderten Verhältnisse erforderten.

Von einer so geordneten Einrichtung und Mannichfaltigkeit der Landesverwaltung, wie sie heutzutage in den meisten gebildeten Ländern stattfindet, konnte im Mittelalter nicht die Rede sein. Die Fürsten brauchten sich mit den meisten Dingen, welche jetzt zur Regierung gehören, damals noch nicht zu beschäftigen, weil dieselben entweder noch gar nicht in Betracht kamen oder von ganz anderer Seite besorgt wurden. Wenn heute die Fürsten ihre Minister des Innern und der Polizei haben, welche durch Regierungsbehörden,

Randräthe u. s. w. in allen Landestheilen für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, für Hebung des Wohlstandes und dergleichen Sorge tragen, so gab es solche Beamte in jenen Zeiten noch nicht: für gewöhnlich mißte sich der Landesherr nicht so unmittelbar in den täglichen Verkehr, das Nöthigste wurde in dieser Beziehung vielmehr von den Ständen und von den städtischen Behörden gethan, nur was etwa für das ganze Land nöthig schien, wurde von dem Fürsten mit den Ständen berathen, dann als allgemeine Verordnung bekannt gemacht, die Ausführung aber auf dem Lande den Ständen, in den Städten den Magisträten überlassen. Noch viel weniger bedurfte es für die übrigen Angelegenheiten stehender Verwaltungsbehörden: die Verhandlungen mit auswärtigen Höfen wurden, so oft sich dazu Veranlassung darbot, durch besondere mehr oder weniger glänzende Gesandtschaften, oft auch unter den Fürsten persönlich verhandelt, — eine Verwaltung des Kriegswesens gab es nicht, weil noch keine stehenden Heere existirten, sondern bei den einzelnen Kriegszügen der Lehensadel und die Städte mit ihren herkömmlichen Mannschaften aufgeboten werden mußten. Auch eine geordnete Finanzwirtschaft war meistens nicht zu finden: die für die öffentlichen Bedürfnisse und besonders für den Unterhalt des Hofes nöthigen Selber wurden von dem Ertrage der fürstlichen Güter, von der Grundsteuer und den Zöllen entnommen; öfter mußte, um schnell Geld zu beschaffen, zur Verpfändung von Grundstücken oder Zöllen geschritten werden, im äußersten Falle wurden die Landstände berufen, welche das Nöthige mehr oder weniger bereitwillig gewährten. Für Handel und Gewerbe hatten die Fürsten im gewöhnlichen Gange der Dinge auch nicht gerade bestimmt zu sorgen, das Wichtigste dazu thaten die Körperschaften, Gilden, Gewerke u. s. w.; nur durch einzelne wichtige Maßregeln und Einrichtungen griffen die Fürsten hier und da fördernd in das gewerbliche Leben ein. Noch weniger hatte sich die Landesregierung früher mit den kirchlichen und Schulsachen unmittelbar und dauernd beschäftigt, indem die geistlichen Behörden nicht nur ihre Kirchenangelegenheiten meist ganz selbstständig besorgten, sondern auch die Einrichtung und Leitung der Schulen sich allein vorbehalten hatten. Auch die von den Fürsten gegründeten Universitäten wurden gewöhnlich der besonderen Leitung und Obhut eines hohen Geistlichen anvertraut.

So waren denn bis dahin die Geschäfte, auf welche sich die regelmäßige Thätigkeit der fürstlichen Regierung erstreckte, nicht sehr ausgedehnt gewesen. Zur Wahrnehmung der fürstlichen Rechte und Obergewalt genühten die Vögte in den kleineren Bezirken, in den größeren waren Landeshauptleute als eine Art Statthalter bestellt. Was aber im Allgemeinen dem Lande Noth war oder wünschenswerth erschien, das berieth der Fürst mit einigen wenigen vertrauten Räten, besonders Rechtsgelehrten, welche für bestimmte Zeit gegen festgesetzte Besoldung an seinem Hofe dienten. Andere (die sogenannten geheimen Räte vom Hause) lebten auf ihren Gütern und wurden nur bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen oder zu Sendungen an fremde Höfe verwendet. Der eigentliche bedeutendste Beamte des Fürsten war aber der Kanzler, meistens ein Doctor der Rechte, daher in früheren Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher, da noch nicht viele Adelige aus der Mark sich gelehrten Studien widmeten. Er war der eigentliche Minister des Fürsten,

eröffnete die meisten Sachen, welche schriftlich eingingen, hielt ihm Vortrag darüber und besorgte die Ausfertigung der Bescheide; er hielt auch die Landtage im Namen des Fürsten ab, erstattete demselben Bericht über die Verhandlungen und ertheilte in Auftrag des Landesherrn alle Befehle und Anordnungen. Meistens handelte er, ohne den Rath Anderer einzuholen, blos nach Rücksprache mit dem Fürsten und nach eigener Ansicht.

Im Fall einer längeren Abwesenheit des Fürsten war es nun öfter geschehen, daß zur Besorgung der Geschäfte die Rätthe desselben mit anderen angesehenen Männern aus dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu einer Art Regentenschaft oder Geheimerathscollegium vereinigt wurden, welches jedoch bei der Rückkehr des Landesherrn sich wieder auflöste. Allmählig mochte man die Vorzüge einer solchen gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte erkannt haben, nach und nach wurde darauf ein um so größeres Gewicht gelegt, als die Sorgen des Fürsten sich im Laufe der Zeiten immer mehr erweiterten.

In Folge der Reformation war die Macht und das Ansehen der evangelischen Landesfürsten überhaupt, besonders aber ihr Einfluß auf Regelung der kirchlichen Dinge und auf Gründung der Schulen bedeutend gestiegen. Dazu kam, daß das Kriegswesen allmählig eine ganz andere Einrichtung erhalten hatte: statt des Aufgebots der Lehensritter und ihrer Reisigen hatte man sich mehr und mehr gewöhnt, Söldnerheere anzuwerben, und in allen Staaten wurden bald stehende Truppen gehalten. Hierdurch, wie auch durch die Zunahme der auswärtigen Verhandlungen in Folge der Religionswirren und bei dem Herannahen des dreißigjährigen Krieges war die Nothwendigkeit einer strengen geregelten Landesverwaltung mehr hervorgetreten, und dieselbe wurde noch lebhafter empfunden, als die brandenburgischen Fürsten ihre Fürsorge zugleich dem Herzogthum Preußen und bald auch der Anwartschaft auf die jülich-clevesche Erbschaft im westlichen Deutschlande zuwenden mußten. Die Häufung wichtiger Geschäfte in den verschiedenen, zum Theil sehr entlegenen Landestheilen veranlaßte daher den Kurfürsten Joachim Friedrich, ein stehendes Geheimerathscollegium zur schleunigen Bearbeitung der Geschäfte einzurichten. Die geheimen Rätthe sollten des Fürsten Briefwechsel führen und seine Obliegenheiten gegen das deutsche Reich wahrnehmen; ihrer Leitung wurden, nach der Stiftungsurkunde, ferner auch die Kammergüter und die Finanzen untergeben „zur Erhaltung Treu und Glaubens in gehöriger Leistung der Zahlungen“ (also zur strengeren Ueberwachung der regelmäßigen Zahlungen), sodann die Sorge für Gewerbe und Handel, wobei sie die Bedenken der vornehmsten Städte und der Verständigen aus der Ritterschaft hören sollten, endlich das gesammte Kriegswesen mit Zuziehung der Obersten und Kriegsverständigen. Das Kirchenwesen dagegen gehörte vor das Consistorium, die Rechtspflege unter das Hof- und Kammergericht, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, der auch die Landtagsverhandlungen nach wie vor allein leitete. Der Geheimerath hielt nun im kurfürstlichen Schlosse wöchentlich zwei Sitzungen, in welchen gewöhnlich der Kanzler die zu beratenden Gegenstände vortrug; doch stand auch jedem Mitgliede frei, solche zur Sprache zu bringen. Der Vorsitzende unter den Rätthen selbst war der Oberst-Kämmerer. War der Geheimerath in einer Sache einstimmig derselben Ansicht, so pflegte der Kurfürst nach derselben zu handeln;

waren die Meinungen getheilt, so entschied er selbstständig. Die Räte erhielten theils baare Besoldung, theils Kost, Kleidung, Wohnung, Natural-Lieferungen und Entschädigungen für Reisekosten*).

Die Einrichtung Joachim Friedrich's ist die Grundlage der später unablässig verbesserten preussischen Verwaltung gewesen, welche dadurch mehr Einheit und Planmäßigkeit erhielt. Preußens Ruhm beruht außer der Kriegstüchtigkeit des Volkes und der allgemeinen Bildung vorzüglich auf der trefflichen Einrichtung der öffentlichen Verwaltung: das Verdienst der ersten Begründung derselben ist dem Kurfürsten Joachim Friedrich hoch anzurechnen.

Auch in jeder anderen Beziehung war derselbe auf das Wohl seines Landes ernstlich bedacht, und es herrschte unter ihm der tiefste Friede und großer Wohlstand in den Marken. Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für geistige Bildung ist das Joachimsthal'sche Gymnasium. In dem Jagdschloß Joachimsthal gründete er nämlich eine sogenannte Fürstenschule, welche mit Ländereien und anderen Einnahmequellen reich ausgestattet wurde, und in welcher 120 theils adelige, theils bürgerliche Schüler frei erzogen werden sollten. In späteren Zeiten wurde die Anstalt nach Berlin verlegt, wo sie sich in blühendem Zustande noch jetzt befindet.

Die Kurfürstin Katharina stand als treulich sorgende Landesmutter ihrem Gemahl thätig zur Seite. Wie sehr sie alle seine Regierungssorgen theilte, geht aus mehreren ihrer noch vorhandenen Schreiben hervor. Vorzüglich aber war Katharina ein Muster acht weiblicher Tugenden auf dem Throne; sie förderte ächte Frömmigkeit und leuchtete in edler Mildthätigkeit den Frauen des Landes voran. Sie ließ Erbauungsbücher drucken und vertheilte dieselben unter die Armen, welche sie in ihren Hütten selbst aufsuchte, um durch leibliche und geistliche Wohlthat das Elend derselben zu mildern. Um für ihre Armen reichere Mittel zu gewinnen, legte sie bei Berlin große Kuhmellereien an, ließ die gewonnene Milch auf dem davon benannten „Molkenmarkt“ verkaufen und verwandte den Ertrag besonders zur Gründung der noch heute bestehenden Schloßapotheke, wo dürftigen Kranken unentgeltlich Arzneimittel gereicht wurden. Ihr Name war unter dem Volke reich gesegnet.

Joachim Friedrich, von Natur schwächlich, hat nur zehn Jahre in Brandenburg regiert; er starb an einem Schlagflusse im Jahre 1608.

16. Der Kurfürst Johann Sigismund (1608—1619).

Jo hann Sigismund, des Vorigen Sohn, war ein Fürst voll Kraft und festen Willens. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo solche Eigenschaften in der That für das Wohl seines Volkes unentbehrlich waren; denn nach verschiedenen Seiten bedurfte es der Entschlossenheit und Umsicht eines tüchtigen Fürsten, um Brandenburg auf der Bahn der begommenen Entwicklung nicht scheitern zu lassen. Die trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welcher ganz Deutschland tief zerrüttete und an den Rand des Abgrundes führte, brachen unter schlimmen Vorzeichen herein; die Lage der brandenburgischen

*) Stenzel, I. 358 ff.

Regierung aber war durch die Sorge für die endliche Erwerbung Preußens und durch die jülichischen Erbfolgestreitigkeiten noch besonders erschwert. Dazu kam, daß Johann Sigismund selbst durch den Uebertritt zur reformirten Confession sich in große Zerrwürfnisse mit seinen Unterthanen brachte, wodurch Brandenburgs Kraft in der hereinbrechenden gewaltigen Zeit gelähmt wurde.

Die Verhältnisse in Preußen; Albrecht Friedrich's Geisteschwäche. Regentschaft. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Verhältnisse in Preußen. Früher, als man geahnt hatte, trat der Fall ein, wo die erlangte Anwartschaft der brandenburgischen Fürsten auf das Herzogthum Preußen zum wirklichen Besitz desselben führen sollte.

Herzog Albrecht hatte als einzigen Erben seinen funfzehnjährigen Sohn Albrecht Friedrich hinterlassen und durch sein Testament die Vormundschaft über denselben den preußischen Regimentsrätthen, die Obervormundschaft dem König von Polen übertragen (1568). Die Regimentsrätthe, d. i. die bedeutendsten unter den adeligen Hofbeamten, der Hofmeister, der oberste Burggraf, der Kanzler und der Obermarschall hatten in Gemeinschaft mit einigen hohen Geistlichen schon Herzog Albrecht's Schwäche benützt, um ihren Einfluß auf alle Weise zu erhöhen; jetzt schien ihnen die Minderjährigkeit des jungen Herzogs eine noch günstigere Gelegenheit zu rücksichtslosem Schalten und Walten. Um der Obervormundschaft des Königs von Polen entledigt zu sein, gaben sie vor, Albrecht Friedrich, obwohl erst funfzehn Jahre alt, sei doch bereits so reifen Verstandes, daß er selbstständig regieren könne; sowie aber der König von Polen seine Zustimmung hierzu gegeben hatte, begannen sie unter dem Namen des scheinbar unabhängigen Herzogs ganz nach Willkür zu regieren. Albrecht Friedrich war von Natur gut begabt, aber bei Weitem noch nicht so weit entwickelt, daß er allein den Ränken und der Herrschsucht jener zu seiner Unterdrückung vereinigten Männer zu widerstehen vermocht hätte. Dieselben gingen mit ihm hart und lieblos um und wußten ihn durch List und Drohungen in allen Dingen ihrem Willen fügsam zu machen. Daher kam es, daß sich allmählig ein tiefer Mißmuth, Argwohn und Menschenhaß seiner bemächtigte: überall von boshaften Verfolgungen umgeben, faßte er zuletzt den Verdacht, man wolle ihn vergiften, und oft rief er aus: „Sie haben meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie auch mir.“ Er war mit der Prinzessin Leonore von Cleve verlobt worden und hatte der Vermählung mit derselben freudig entgegengesehen, als aber die Braut mit ihrem Vater in Königsberg einzog, war der Herzog bereits so tief in Schwermuth und in Geistesverwirrung gesunken, daß er nicht dazu bewogen werden konnte, sich ihr zu nähern; nur durch Drohungen seiner Hofleute wurde er fast mit Gewalt dahin gebracht, daß die Vermählung vollzogen werden konnte.

Da nun der Zustand des Herzogs sich immer verschlimmerte, so erschien endlich die Einsetzung einer Regentschaft für denselben unerläßlich. Vergeblich bemühten sich jedoch die Regimentsrätthe, die Herrschaft auch jetzt an sich zu reißen: der König von Polen übertrug die Regentschaft dem Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf (1577), und dieser richtete sofort sein Hauptbestreben darauf, die herzogliche Gewalt von dem übermächtigen Einflusse der Regimentsrätthe wieder zu befreien. Als er aber im Jahre 1603 starb, ging die Regentschaft auf den Kurfürsten Joachim Friedrich von

Brandenburg über, welcher sich nun dem Ziele seines Hauses, das schon längst auf die gänzliche Erwerbung Preußens gerichtet war, einen bedeutenden Schritt näher sah. Der schwach sinnige Herzog Albrecht Friedrich hatte mit Eleonore von Cleve keine Söhne, sondern nur Töchter: um nun die brandenburgischen Ansprüche auf die Erbschaft noch mehr zu sichern, hatte Joachim Friedrich bereits seinen Kurprinzen Johann Sigismund mit einer Tochter des Herzogs vermählt.

Preußen fällt an den brandenburgischen Kurstaat (1618). Johann Sigismund war eben auf einer Reise nach Königsberg begriffen, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhielt. Es mußte ihm nun vor Allem daran liegen, die Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog von Preußen auch seinerseits wieder zu erhalten, und trotz aller Gegenbestrebungen des Adels gelangte er durch große Kraft und Umsicht zum Ziel. Im Jahre 1611 wurde er für sich, seine Brüder und männlichen Erben mit Preußen belehnt, und trotz alles Widerstrebens mußte ihm im folgenden Jahre die preussische Ritterschaft den Huldigungseid leisten. Einige Jahre darauf (1618) starb der unglückliche Herzog Albrecht Friedrich, und seitdem blieb Preußen jeder Zeit mit den brandenburgischen Staaten vereint.

Johann Sigismund's Uebertritt vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß. Zu derselben Zeit, wo durch den Anfall Preußens an den Kurstaat dessen Ausdehnung im Osten eine so beträchtliche Erweiterung erhielt, sollte, wie wir alsbald näher sehen werden, durch die jüdische Erbschaft auch der Kern und Mittelpunkt für die späteren Erwerbungen im westlichen Deutschland gewonnen werden. Die Aussicht auf die Erwerbung dieser Lande, deren protestantische Bewohner der calvinistisch-reformirten Confession angehörten, soll mit dazu beigetragen haben, den Kurfürsten Sigismund zum Uebertritt von der lutherischen zur reformirten Kirche zu bestimmen.

Bald nach dem Beginn der Reformation war zwischen den Anhängern Luther's und denen des Zwingli und Calvin nicht nur vielfacher Glaubensstreit, sondern leider ein so tiefer Glaubenshaß entstanden, wie er selbst zwischen Protestanten und Katholiken nicht ärger vorhanden war; in Ländern, deren Fürsten dem lutherischen Glauben angehörten, wurden meistens die Reformirten nicht besser behandelt, als die Römisch-Katholischen. Auch in den Marken, wie in Preußen und Schlesien, waren sie bisher von allen Aemtern ausgeschlossen, zum Theil sogar aus dem Lande verbannt worden. Die Fürsten mußten schon bei der Thronbesteigung ihren Ständen gegenüber geradezu die Verpflichtung eingehen, in Religionsfachen Nichts ändern, sondern bei dem lutherischen Glauben und bei der unveränderten augsburgischen Confession verbleiben zu wollen.

Allmählig aber gewann dennoch der reformirte Glaube, besonders die calvinistische Abendmahlslehre, in den höheren Klassen Eingang, und selbst mehrere, dem Kurfürsten nahe verwandte Prinzen, wie sein Bruder, der Markgraf von Sägersdorf, waren offen zum reformirten Bekenntniß übergetreten. Johann Sigismund selbst hatte bei einem der eifrigsten Lutheraner, dem Hofprediger Gedike in Berlin, den Religionsunterricht erhalten, später aber war er mit vielen reformirten Fürsten in nähere Berührung gekommen

und mag da eine günstigere Ansicht von ihrem Bekenntniß gewonnen haben. Vorzüglich aber soll auch die Rücksicht auf den reformirten Glauben eines großen Theils der Bewohner der jülichischen Lande, welche er zu erwerben bemüht war, ihn zum Uebertritt noch mehr geneigt gemacht haben: kurz, er erklärte sich im Jahre 1613 öffentlich für das reformirte Bekenntniß. „Schon seit acht Jahren sei er den Glaubenslehren der Reformirten zugethan gewesen und fühle sich, um der Ruhe seines Gewissens halber, gedrungen, dieses öffentlich zu bekennen, dabei er auch bis an sein Ende standhaft verharren wolle, um fröhlich und getrost vor dem Richtersthule Christi erscheinen zu können.“

Aufregung in den Marken; Unruhe in Berlin. Wir dürfen zur Ehre des Kurfürsten annehmen, daß er wirklich vor Allem durch seine innere Ueberzeugung in die reformirte Kirche gedrängt wurde; hätte ihn dagegen vermeintliche Staatsklugheit besonders geleitet, so würde er bald haben einsehen müssen, daß seine Berechnung nicht durchaus richtig gewesen war. Denn während ihm sein Uebertritt keinen erheblichen Vortheil in der jülichischen Erbschaftsangelegenheit brachte, sah er dagegen in seinen bisherigen Landen die größte Erbitterung über den Religionswechsel aufflammen. So wie der Uebertritt öffentlich erklärt war, brach der Unwille der lutherischen Geistlichkeit und des Volks fast überall hervor. Die Leidenschaft der Geistlichen, unter welchen sich der frühere Lehrer des Kurfürsten, Gedike, besonders hervorthat, machte sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Reformirten Luft, so daß sich der Kurfürst genöthigt sah, das Verketzern von den Kanzeln herab durch ein Edict zu verbieten. Wer seinem Gewissen zu nahe getreten glaube, dem stehe es frei, sich in andere Länder zu begeben, wo er ungestraft lästern und verdammen könne. Um die Irrthümer der Menge über den reformirten Glauben zu berichtigen, ließ er ein sehr mild gefaßtes Glaubensbekenntniß veröffentlichen, und fügte dann hinzu: Dhngeachtet die reformirte Kirche sich auf Gottes Wort allein gründe, so wollte er doch, weil der Glaube nicht Jedermanns Ding und Niemanden zugelassen sei, über die Gewissen zu herrschen, keinen Unterthanen dazu weder öffentlich, noch heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen. — Diese Versicherung beruhigte jedoch die Lutherischen keineswegs: denn sie fürchteten, daß der Landesherr, auch ohne Zwang anzuwenden, Mittel genug finden würde, seinem neuen Bekenntniß nach und nach mehr Eingang zu verschaffen, und diese Befürchtungen erhielten neue Nahrung, als Johann Sigismund einen Kirchenrath aus Reformirten bildete und auch bei der Universität Frankfurt die Lehrstühle nach und nach mit Reformirten besetzte. Bereits waren deshalb an mehreren Orten, besonders in Stendal und Brandenburg, bedeutende Unruhen ausgebrochen, als die Stände zum Zweck neuer Geldbewilligungen versammelt werden mußten. Sie wollten sich jedoch zu der Bewilligung nicht verstehen, wenn sie nicht erst in Betreff ihrer religiösen Ueberzeugung beruhigt würden. Sie erinnerten den Fürsten nachdrücklich an das seinem Vater und dem Lande gegebene Versprechen, dem unveränderten augsburgischen Bekenntniß treu zu bleiben und verlangten die ausschließliche Besetzung aller Kirchenämter und der Universität Frankfurt mit entschiedenen Lutheranern, so wie die Entfernung aller Calvinisten aus den Kirchen- und

Schulämtern. Nur unter solchen Bedingungen wollten sie die Geldforderungen bewilligen. Johann Sigismund aber erwiderte: „Auch wenn er tausend Mal der Geldsteuer des Landes entbehren sollte, würde er sich dadurch nie abhalten lassen, der einmal erkannten Wahrheit treu zu bleiben bis zum letzten Athemzuge. Was er von den Ständen fordere, käme ja nicht ihm, sondern dem Lande zu Gute. Die Stände könnten in Bezug auf ihren Glauben ruhig sein; denn er verspreche feierlich, Niemanden seiner Religion wegen entweder vorzuziehen oder zurückzusetzen.“ Einige Tage darauf wiederholte er das schriftliche Versprechen, keine weitere Aenderung in geistlichen Dingen vorzunehmen, und verbürgte den Lutherischen ihre alte Freiheit. Die Stände bequerten sich nun, das verlangte Geld zu bewilligen. Doch während sie noch versammelt waren, brach in Berlin selbst die Gährung unter den Lutheranern zu offenem Aufstande aus. Der Markgraf Johann Georg, welchen der Kurfürst während einer Reise nach Preußen zum Statthalter der Mark ernannt hatte, ließ einige Bilder, Altäre und Crucifixe, welche die Lutheraner aus den Zeiten der römisch-katholischen Kirche beibehalten hatten, an welchen aber die Reformirten Anstoß nahmen, aus der Domkirche wegschaffen; ein eifriger lutherischer Geistlicher sprach deshalb von der Kanzel sehr heftig gegen den Markgrafen, und das aufgeregte Volk, des Geistlichen Bestrafung besorgend, rottete sich zusammen, um ihn zu schützen. Den reformirten Predigern wurden die Fenster eingeworfen, es kam darüber zum Handgemenge mit den fürstlichen Reitern und Trabanten, die Sturmglocke wurde gezogen, und der Markgraf selbst, welcher das Volk beruhigen wollte, sah sich von Steinwürfen bis in's Schloß verfolgt. Das Haus des reformirten Hofpredigers wurde zerstört, er selbst zu eiliger Flucht genöthigt.

Zwar sorgte der Kurfürst nach seiner Rückkehr aus Preußen dafür, daß sich solche Vorgänge nicht erneuern konnten, aber die Aufregung im Volke legte sich sobald nicht. Fast schlimmer noch war der Eindruck, welchen des Fürsten Religionswechsel in dem streng lutherischen Preußen gemacht hatte, wo es ihm seitdem nicht gelang, die Liebe der Unterthanen wieder zu gewinnen.

Diese religiösen Händel trennten den Fürsten von dem Volke gerade zu einer Zeit, wo unter den drohenden schwierigen Verhältnissen im deutschen Reich, in dem entscheidenden dreißigjährigen Kampfe zwischen Katholiken und Protestanten, ein inniges Zusammenhalten so nothwendig gewesen wäre.

Die brandenburgischen Kurfürsten waren durch die jülich-sche Erbschaft schon in die Streitigkeiten verwickelt, welche dem Ausbruch des unheilvollen Krieges vorbereitend vorangingen; es ist daher Zeit, daß wir einen Blick auf die jülich-clevesche Angelegenheit werfen.

17. Die jülich-clevesche Erbschaft.

Die preussischen Ansprüche auf die jülich-sche Erbschaft. Zu beiden Seiten des Niederrheins hatten sich im Laufe der Zeiten mehrere Herrschaften gebildet, welche nach und nach durch Vererbung zusammenfielen und zu zwei ansehnlichen Fürstenthümern anwuchsen, das eine dem Herzog von Cleve, welcher zugleich Graf von der Mark war, das andere dem Herzog von

Jülich und Berg, zugleich Herrn von Ravensberg, gehörig. Im fünfzehnten Jahrhundert war zwischen beiden fürstlichen Häusern eine Erbverbrüderung abgeschlossen worden, derzufolge sodann Herzog Johann von Cleve, als Gemahl der Maria von Jülich, beide Fürstenthümer vereinigte (1521). Sein Sohn Wilhelm vermählte sich mit Maria, der Tochter Kaiser Ferdinand's I., und es wurde ihm das Privilegium ertheilt, daß in Ermangelung von Söhnen seine ganze Herrschaft ungetrennt auf die Töchter übergehen sollte (1559). Herzog Wilhelm hinterließ nur einen schwachsinigen Sohn, Johann Wilhelm, und es wurde daher schon jetzt wahrscheinlich, daß das Land der ältesten seiner vier Töchter, Maria, zufallen würde, welche mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt war. Ihr wurde überdies bei ihrer Verheirathung die Nachfolge in den jülich-cleveschen Ländern ausdrücklich zugesichert und die jüngeren Schwestern verzichteten auf alle Erbansprüche, außer für den Fall, daß Maria ohne Leibeserben sterben sollte. Die Herzogin von Preußen hatte jedoch mit Albrecht Friedrich mehrere Töchter, deren älteste Anna den Johann Sigismund von Brandenburg heirathete. Anna's Sohn, Georg Wilhelm von Brandenburg, mußte mithin im Falle der Kinderlosigkeit des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich als der Erbe der ältesten Schwester desselben die Nachfolge in jenen Ländern erhalten.

Johann Wilhelm von Jülich war zu stumpfsinnig, als daß er jemals hätte der Regierung vorstehen können, nichtsdestoweniger wußten seine Räte, damit das Land nicht einem lutherischen Fürsten zufiele, vom Kaiser zu erlangen, daß er die Herrschaft antreten durfte, auch wurde er mit der Herzogin Jakobe von Baden, welcher man seinen Zustand weislich verschwiegen hatte, verlobt und bald darauf vermählt. Der Blödsinn des Herzogs ging allmählig in völligen Wahnsinn über: er glaubte, man trachte ihm nach dem Leben, stand deshalb oft mitten in der Nacht auf, warf sich in den Harnisch, ging mit gezücktem Schwert in den nächsten Zimmern umher und stürmte mit der Mordwaffe auf Jeden ein, der ihm etwa in den Weg kam. Zuletzt mußte er in Gewahrsam gehalten werden.

Widerstreben der Katholiken. Während dieses Zustandes des Landesfürsten bildeten sich am Hofe Parteien, die sich der Regierung zu bemächtigen suchten; besonders trat die eifrige katholische Partei hervor, welche um jeden Preis verhindern wollte, daß das Land an das protestantische Haus der Hohenzollern käme. Da jedoch Johann Wilhelm ungeachtet seiner Verheirathung mit Jakobe von Baden und (nach deren gewaltsamem Tode) mit einer lothringischen Prinzessin keine Kinder hatte, so stand der Anfall des Landes an Brandenburg augenscheinlich bevor: die katholischen Räte aber veranlaßten den Kaiser, vorläufig einen Statthalter über das Land zu setzen.

Das österreichische Haus war gern bereit, die Hand dazu zu bieten, daß den brandenburgischen Kurfürsten der gehoffte Zuwachs an Ländern vereitelt wurde; denn die wachsende Macht derselben hatte bereits die Besorgniß aller katholischen Fürsten und besonders der österreichischen erregt. In kurzer Zeit waren die Hohenzollern in den Besitz der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth, des Herzogthums Jägerndorf und besonders der ausgedehnten ostpreussischen Lande gekommen. Wenn nun noch die ganze rheinische Herr-

schaft Jülich und Cleve-Berg in denselben Händen vereinigt wurde, so mußte das Kaiserhaus fürchten, daß ihm dort eine gefährliche nebenbuhlerische Macht erwache, und vor Allem besorgten die Katholiken in Deutschland, daß diese aufstrebende Macht dem Protestantismus eine gewaltige Stütze gewähren würde. Deshalb wurde der Kaiser vielfach gewarnt, die Erwerbung von Jülich und Cleve durch Brandenburg nicht zuzulassen.

Joachim Friedrich, von diesen katholischen Umtrieben unterrichtet, schloß im Jahre 1606 ein Bündniß mit Holland, um sich nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs nöthigen Falls mit Gewalt in den Besitz der seinem Enkel zustehenden Erbschaft zu setzen. Die evangelischen Niederlande hatten nicht lange vorher die spanische Herrschaft abgeschüttelt, und durch die ausgezeichnete Staatskunst, Tapferkeit und Entschlossenheit der Fürsten von Dranien bestanden sie mit Ehren den Kampf gegen ihre bisherigen katholischen Herren. Den Niederländern war es deshalb sehr wichtig, daß das ihnen benachbarte jülich-clevesche Land nicht in katholische Hände käme, und sie wandten gern Alles auf, um den brandenburgischen Fürsten zum Besitz desselben zu verhelfen.

Ansprüche der Fürsten von Pfalz-Neuburg; Verträge von Xanten und Düsseldorf. Als nun aber der blödsinnige Herzog Johann Wilhelm starb (1609), und Johann Sigismund in Cleve, Düsseldorf und in anderen Orten das brandenburgische Wappen anschlagen ließ, um von dem Erbe für das Kurhaus Besitz zu ergreifen, erschien gleichzeitig auch der Prinz Wolfgang Wilhelm, ältester Sohn des Pfalzgrafen von Neuburg und der Anna, zweiten Schwester des verstorbenen Johann Wilhelm von Jülich, um seinerseits dessen Erbschaft anzutreten. Er wollte sein Recht hierzu darauf begründen, daß er der Sohn der ältesten lebenden Schwester Johann Wilhelm's sei. Dies widersprach nun offenbar dem vom Kaiser bestätigten jülich-cleveschen Testament und Brandenburg konnte solche Ansprüche nicht zugeben. Außerdem aber traten, ermutigt durch die Ränke am kaiserlichen Hofe, noch vier andere Bewerber um die Erbschaft auf. Der Kaiser hätte dies gern zum Vorwand genommen, um die schönen Länder bis zur rechtlichen Entscheidung des Streits von Rechtswegen verwalten zu lassen; natürlich wäre alsdann die Entscheidung immer weiter hinausgeschoben und die jülich-schen Länder zuletzt ganz vom Kaiser in Beschlag genommen worden. Um dem vorzubeugen, verständigten sich die beiden Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in einem Vertrage zu Dortmund (1609), das ganze Land einstweilen gemeinschaftlich in Besitz zu nehmen und sich beiderseitig von den Ständen huldigen und schwören zu lassen, daß sie dem gehorsam sein sollten, welcher künftig als rechtmäßiger Fürst anerkannt würde. Kaiser Rudolph erklärte diesen Vertrag für ungültig, und ließ kaiserliche Truppen nach den jülich-schen Landen rücken, aber die Fürsten von Brandenburg und Pfalz setzten sich vereint zur Wehr. Bereits zwei Jahre vorher hatte eine Anzahl protestantischer Fürsten Deutschlands zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die drohenden Uebergriffe der Katholiken die sogenannte Union geschlossen; dieser trat Brandenburg jetzt bei; dieselbe stand außerdem in engem Bündniß mit den Holländern und mit Heinrich IV. von Frankreich. Dagegen schlossen die katholischen Fürsten unter Anführung des schlauen, ehrgeizigen und kräftigen

Herzogs Maximilian von Baiern auch ihrerseits einen Bund, Liga genannt, und beide Parteien standen einander kampferüstet gegenüber.

Die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg behaupteten sich in den bereits in Besitz genommenen Ländern, welche sie zuerst durch gemeinschaftliche Statthalter regieren ließen. Nach einigen Jahren brachen aber zwischen ihnen Mißhelligkeiten aus, welche auch zu offener Feindschaft führten. Plötzlich trat nun der Pfalzgraf zur katholischen Kirche über, wodurch er sich die Unterstützung des Kaisers und der Liga verschaffte, wogegen der Uebertritt Johann Sigismund's zum reformirten Bekenntniß die Wirkung hatte, daß ihm die Reformirten in den jülichischen Ländern desto eifriger anhingen. Der Krieg war jetzt nicht mehr zu vermeiden, von beiden Seiten wurde stark gerüstet: zur Unterstützung des Pfalzgrafen rückten die Spanier unter dem berühmten Spinola, für Brandenburg die Holländer unter Moritz von Oranien in's Land. Von beiden Seiten wurde eine Anzahl Städte besetzt, ohne daß es zu einer Schlacht kam: die fremden Heere aber bedrückten das unglückliche Land sehr schwer. Da schlossen Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg, um die lästige Hülfe beiderseits los zu werden, einen Vertrag zu Xanten (1614), in welchem sie die gesammten Länder vorläufig so unter einander theilten, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, — Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg kommen sollten. Die Spanier weigerten sich jedoch, diesen Vertrag anzuerkennen, und da demzufolge auch die Holländer nicht weichen wollten, so dauerte der Kriegszustand fort. Nach einem zwölfjährigen Waffenstillstand, während dessen die beiden Fürsten das Land wieder gemeinschaftlich regierten, wurde dasselbe mit in den Schauplatz des niederländisch-spanischen, sowie des dreißigjährigen Krieges hineingezogen, — bis ein im Jahre 1647 in Düsseldorf abgeschlossener und im Jahre 1666 bestätigter Vertrag die Theilung der jülich-cleveschen Erbschaft zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg in der oben angegebenen Weise von Neuem und dauernd feststellte. Das Herzogthum Cleve (die jetzigen Kreise Cleve und Nees mit Wesel und ein Theil der Kreise Duisburg und Geldern), die Grafschaft Mark (die Kreise Altena, Hagen, Bochum, Hamm und Theile von Iserlohn, Dortmund und Soest) und die Grafschaft Ravensberg (die Kreise Bielefeld, Halle, Herford) blieben bei Brandenburg.

So wurde in den Rheinlanden ein an Umfang nicht unbedeutender, besonders aber durch die Vorzüglichkeit des Landes und die blühende Gewerthätigkeit der Bewohner bedeutender Kern- und Mittelpunkt für weitere Erweiterungen Preußens gewonnen, und wir werden im Verlauf unserer Geschichte sehen, wie das hohenzollernsche Haus die Erweiterung und Abrundung des Landesgebietes nach jener Seite hin nie mehr aus den Augen verlor.

18. Kurfürst Georg Wilhelm (1619—1640).

Georg Wilhelm und seine Zeit. Es war ein Unglück nicht bloß für Brandenburg, sondern für das ganze protestantische Deutschland, daß gerade in der großen Zeit, an deren Schwelle wir jetzt stehen, beim Ausbruch des gewaltigen Religionskrieges, welcher über Deutschlands Geschichte auf lange Zeit hinaus entscheiden sollte in den brandenburgischen Landen ein Fürst re-

gierte, welcher so schwierigen Umständen nicht gewachsen war. Selbst ein Mann von bedeutenden Gaben und ernster Willenskraft würde damals Mühe gehabt haben, den jungen Staat, welcher durch die religiösen und politischen Verhältnisse in den allgemeinen Kampf hineingezogen wurde, vor der Zerrüttung zu bewahren, die ganz Deutschland traf; — wie viel trauriger mußte sich Brandenburgs Schicksal unter einem Fürsten gestalten, welcher weder die geistige Begabung, noch die Charakterstärke hatte, um zwischen den kämpfenden Parteien eine bestimmte Stellung zu wählen und mit Würde zu behaupten! Ohne eigene Einsicht und ohne jede innere Kraft, mehr den Vergnügungen der Tafel, als ernster Arbeit zugeneigt, wußte Georg Wilhelm nie einen selbstständigen Entschluß zu fassen, wurde vielmehr von den Eingebungen des Augenblicks und von dem Rath einzelner einflußreicher Männer abhängig, und schwankte während seiner ganzen Regierungszeit von einer Seite zur andern. Dazu kam, daß noch von Johann Sigismund her gerade in den religiösen Dingen die Regierung mit dem Volke selbst zerfallen war; Brandenburgs Aufgabe wäre es gewesen, bei dem entscheidenden Kampfe um Deutschlands religiöse Angelegenheiten einen gewichtigen Einfluß auszuüben, aber dies konnte leider nicht geschehen, da der Landesfürst nach dem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß sich mit den lutherisch gesinnten Ständen in den wichtigsten Dingen niemals zur rechten Zeit verständigen konnte. Die Schwäche und Zerkahrenheit in den religiösen Fragen steigerte sich noch, als in der Person des Grafen Adam von Schwarzenberg ein Katholik zum vorzüglichsten Rathgeber des Fürsten bestellt wurde.

Die Spaltung zwischen dem reformirten Hofe und dem lutherischen Volke fand leider auch Nahrung in der eigenen Familie des Kurfürsten, indem selbst die Mutter und der Sohn sich um der Religion willen verfeindeten. Die verwitwete Kurfürstin war dem lutherischen Bekenntniß treu geblieben, und suchte dasselbe mit allem Eifer in ihrem Hause und im Lande wieder zur Geltung zu bringen. In Abwesenheit ihres Sohnes ließ sie einen eifrigen Lutheraner, den begabten Balthasar Meißner aus Wittenberg, nach Berlin kommen und in ihrem Schlosse predigen. Noch ärgerlicher war für den Kurfürsten die hinter seinem Rücken vollzogene Verlobung seiner Schwester mit dem lutherischen König Gustav Adolph von Schweden. Dieser hatte auf einer Reise nach Deutschland die achtzehnjährige, durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnete Prinzessin Marie Eleonore kennen gelernt und warb um ihre Hand; der Kurfürst aber wies ihn aus Rücksicht auf den König von Polen, der mit Gustav im Kriege war, und dessen Sohn Wladislaus gleichfalls um die Hand Marie Eleonorens angehalten hatte, zurück. Die Kurfürstin-Mutter dagegen begünstigte die Absichten des ihr schon um seines lutherischen Glaubens willen sehr willkommenen Schwedenkönigs, welcher auch das Herz der jungen Prinzessin zu gewinnen wußte. Während nun Georg Wilhelm sich in Preußen befand, um dort die Belehmung zu erlangen, kam Gustav Adolph heimlich nach Berlin und erreichte die Zusage der geliebten Prinzessin, sowie die Einwilligung und den Segen ihrer Mutter, der Kurfürstin Anna. Erst als die Verlobung vollzogen war, erhielt der Kurfürst Kunde von dieser Angelegenheit, die ihn als Familienhaupt und als Fürsten so nahe berührte. In höchster Entrüstung schickte er sogleich einen Gesandten

an den König von Polen, um denselben zu versichern, daß er Alles aufbieten werde, die Verbindung rückgängig zu machen. In der That versuchte er dies, indem er an die Kurfürstin Anna, wie an Gustav Adolph sehr entschieden schrieb, ihn „hinfüro mit dieser Heirath gnädig zu verschonen.“ Aber ungeachtet dieses Verbots erschien noch in demselben Jahre eine schwedische Gesandtschaft, um die hohe Braut feierlich einzuholen. Georg Wilhelm hatte nicht die Energie, sich weiter zu widersetzen, und nachdem die Vermählung zu Stockholm vollzogen war, entschuldigte er sich beim Könige von Polen, „er habe dem Willen seiner Mutter und der Neigung seiner Schwester nicht Gewalt anthun wollen.“

Wenn Georg Wilhelm's Ohnmacht sich selbst in seinen Familienangelegenheiten so klar erwies, so konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Fürst sich in den öffentlichen Angelegenheiten noch schwächer zeigte. Als der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen der Mark näherte, war er völlig außer Stande, eine feste Stellung in dem großen Parteikampf zu ergreifen.

Das Söldnerwesen. Die Mark Brandenburg selbst war in Folge des damaligen Kriegswesens bereits schwer heimgesucht. Das Söldnerwesen war, wie erwähnt, überall an die Stelle der früheren Wehrpflicht der Ritter und Städte getreten. Von dem alten kriegerischen Geist der Adligen war fast nirgends mehr die Rede: er war allmählig erloschen, seitdem durch die Anwendung des Schießpulvers die Bedeutung des ritterlichen Kriegsdienstes gesunken war. Früherhin war der Ritterdienst im vollen Harnisch die Ehre des Adels und sein Vorrecht gewesen; nachher, wo die Harnische als unnütze Last größtentheils weggeworfen wurden, weil sie gegen das Geschütz doch nicht helfen konnten, „durste (wie sich der Kurfürst Johann Sigismund ausdrückt) jeder schlechte Kerl auf ein Pferd gesetzt werden und des Ritters Stelle vertreten. Dieser gewöhnte sich daran, heim zu bleiben und an seiner Statt Kutscher, Wägte, Fischer und dergleichen schlimm und unversucht Lumpengesindel, statt guter, starker Hengste aber kleine schwache Klepper zu schicken. Welcher Ritter mochte dann mit solchem Volke dienen!“ Bald war so wenig kriegerischer Sinn im Adel, daß der Kurfürst Georg Wilhelm, als er im Jahre 1623 die Lebensleute aufbot, hinzufügte, sie möchten das für keinen Scherz halten und nicht etwa säumig sein. Nicht besser war es in den Städten: die Bürger machten es wie der Adel, und schickten Tagelöhner und Gesellen, statt selber auszuziehen. Trat ein Kriegsfall ein, so vermochte der Fürst auch durch die dringendsten Bitten an die Stände niemals eine genügende Anzahl Truppen zusammenzubringen, und oft genug kam es zu den ärgerlichsten Auftritten, wenn er eine Musterung der dienstpflichtigen Leute halten ließ. Dies wurde noch schlimmer, als die religiöse Spaltung zwischen dem Kurfürsten und dem Volke eingetreten war; denn seitdem wurde dem Fürsten oft ganz geflistentlich die nöthige Hülfe vorenthalten. So blieb denn nur ein Mittel übrig, um im Kriege etwas auszurichten: nämlich die Werbung von Söldnern. Bei den häufigen Kriegen waren seit Jahrhunderten hoher Sold und Beute, sowie das zügellose Kriegsleben Lockungen genug für eine Menge von Menschen, welche nicht Vermögen oder Lust hatten, sich durch ein anderes Gewerbe zu ernähren. Im Falle eines Krieges schlossen die Fürsten Werbeverträge mit bewährten Hauptleuten oder Obersten, welche sich verpflichteten,

für eine gewisse Geldsumme eine größere oder geringere Anzahl von Kriegsheuten auf eine bestimmte Zeit aufzubringen. Die Obersten wählten nun wieder ihre Offiziere, dann wurden Werbeplätze bestimmt, die Trommel gerührt und es sammelten sich überall die kriegsbereiten Lanzknechte.

Das Regiment gehörte dem Obersten, der es errichtet hatte: ihm vertrauten und gehorchten die Söldlinge, und es war ihnen gleichgültig, welchem Kriegsherrn er sie zuführte. Sie hielten eben deshalb auch wenig auf den Eid, den sie dem Fürsten schwören mußten: sie dienten Jedem, wenn sie nur die Hoffnung hatten, durch Plünderung, Raub, Brand und Mord sich zu bereichern; das Ehrgefühl des wahren Kriegers kannten natürlich jene Banden nicht, welche aus dem Auswurf aller Völker bestanden, und denen der Krieg eben nur ein Handwerk war*).

Selten waren nun die Fürsten reich genug, die Söldner, wenn der Krieg lange dauerte, vollständig zu bezahlen: da mußte man es denn dulden, daß sie sich selbst bezahlt machten, indem sie auch im befreundeten Lande raubend und plündernd umherstreiften. Wollte es ein Feldherr strenger mit ihnen halten, so empörten sie sich und kündigten ihm den Dienst auf; denn sie waren sicher, anderswo bald wieder angeworben zu werden. Wurden sie abgedankt, so zogen sie als sogenannte gardende oder bettelnde Knechte umher und verübten in Haufen vereinigt allen Unfug und Frevel an den armen Bauern, welche überhaupt von diesem Unwesen am härtesten betroffen wurden.

Man hätte dem Uebel abhelfen können, wenn sich Adelige und Ritter dazu verstanden hätten, für ihre Kriegspflicht gewisse Geldsummen zu zahlen, um davon eine stehende Landmiliz zu besolden; aber wenn die Gefahr nicht vor der Thür stand, halfen alle Mahnungen und Bitten des Fürsten nichts; wenn dagegen der Feind schon anrückte, war es zu jener Einrichtung zu spät. Man mußte dann schleunigst Söldnerhaufen um theuern Lohn werben und zehnmal mehr zahlen, als eine ordentliche regelmäßige Miliz gekostet hätte.

Durch die großen Kosten der Söldnerkriege stieg nach und nach die Geldnoth der Fürsten auf's Höchste; um sich zu helfen, ließen sie leichtes und immer leichteres Geld prägen, wodurch wieder Verwirrung und allerlei Nothstände in Handel und Wandel kamen. Die Steuern mußten wiederholt erhöht werden, indem der Kurfürst gegen alle rechtliche Einwendungen der Stände geradezu erklärte: „Noch fenne kein Gebot.“

Der Zug englischer Söldner durch die Marken. Wie es nun schon beim Beginn des dreißigjährigen Krieges mit den Söldnerzügen in der Mark zugeht, und wie schwach sich dabei die Regierung Georg Wilhelm's zeigte, davon giebt das Beispiel einer englischen Söldnertruppe hinreichend Zeugniß. Dreitausend Engländer, welche ein Oberst Grey für den reformirten König Friedrich von Böhmen angeworben hatte, sollten von der Elbe her durch die Marken ihren Weg nach Böhmen nehmen, das zügelloseste Gesindel, zum Theil aus Gefängnissen herbeigeströmt, fast ohne alle Waffen und in Lumpen gekleidet. Der Schrecken, welchen sie vor sich her verbreiteten, vermehrte sich noch, als unter ihnen eine ansteckende Seuche ausbrach. Die lutherischen Bewohner der Mark waren überdies ungehalten, daß ihre Regierung diesen re =

*) Stenzel, I. 433 ff.

formirten Söldnern den Durchzug zur Hülfe des reformirten Böhmenkönigs gestattete, und hätten sie am liebsten von der Grenze abgehalten. Anfangs ging alles ziemlich ruhig, bis die Söldner, mit dem ihnen vom Kurfürsten gewährten Unterhalt nicht zufrieden, sich auf Raub und Gewaltthat legten, so daß die Bauern vor ihnen in die Städte flüchteten, und die kurfürstliche Regierung selbst die Ritter und Städte zum Schutz gegen sie aufbieten mußte. Als nun die Söldner sich der Hauptstadt näherten, entstand da eine gewaltige Gährung. Vergeblich war es, daß dem Volk die Versicherung gegeben wurde, die Fremden sollten gar nicht in die Stadt eingelassen werden, — die Lärmtrommeln wurden geschlagen, die Bürger griffen zu ihren Waffen und eilten auf die Sammelplätze. Bald stand die ganze Bürgerschaft unter Waffen; der Kanzler, welcher in Abwesenheit des Fürsten die Leitung der Geschäfte hatte, sah ein, daß er mit Vorstellungen und mit Gewalt nichts ausrichten könnte und ließ die Sache gehen, wie sie gehen wollte. Die Engländer zogen indeß an der Hauptstadt vorüber, welche nach zwei Tagen wieder zur Ruhe kam. Der Kurfürst, der damals in Preußen war, äußerte sich sehr ungehalten über solche Auftritte, ließ sie aber ungestraft hingehen. „Es werde schon eine gelegener Zeit kommen, solche muthwillige Buben zur Strafe zu ziehen.“

So stand es in den Marken, als der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen derselben immer mehr näherte, und es unvermeidlich wurde, daß auch Brandenburg sich an demselben betheiligte.

19. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648).

Ursachen des Krieges. Der Religionskrieg, welcher Deutschland dreißig Jahre hindurch erschütterte, mußte früher oder später nothwendig zum Ausbruch kommen, weil der sogenannte Religionsfriede, welchen Katholiken und Protestanten (1555) zu Augsburg geschlossen hatten, keine von beiden Parteien wirklich befriedigt, dabei aber den Katholiken zu viel Macht eingeräumt hatte, als daß sie sich nicht hätten versucht fühlen sollen, alles Verlorene wieder zu erringen und den Protestantismus ganz zu unterdrücken. Nur diejenigen Protestanten waren in den Religionsfrieden eingeschlossen, welche schon damals dem augsburgischen Bekenntniß zugethan waren; hierdurch war der weiteren Verbreitung der Reformation ein bedeutendes Hinderniß entgegengestellt, noch viel mehr aber durch den sogenannten „geistlichen Vorbehalt,“ nach welchem alle Geistlichen, welche später noch zur evangelischen Kirche übertreten wollten, ihre Pfründen verlieren mußten. Die Protestanten konnten mit der ihnen hierdurch bereiteten Lage keineswegs zufrieden sein, die eifrigen Katholiken aber meinten, daß denselben schon viel zu viel eingeräumt sei; besonders seitdem der neu gestiftete Jesuitenorden sich die Bekämpfung des Protestantismus zur Hauptaufgabe gemacht hatte, richtete sich das Bestreben der eifrigen Katholiken überall auf die Beschränkung der von den Protestanten bereits erworbenen Rechte. Den Gegnern derselben kam dabei die Spaltung und Feindschaft im protestantischen Lager selbst zu Statten: da sich nicht nur die Anhänger Luther's einerseits und Calvin's andererseits, sondern auch wieder die einzelnen Meinungen der lutherischen Kirche selbst unaufhörlich anfeindeten und verfolgten, heftiger fast, als es selbst zwischen

Katholiken und Protestanten geschah. Hierdurch wurde sowohl das weitere Wachstum des Protestantismus von innen heraus gelähmt, als auch vorzüglich der Muth der Gegner zum Angriffe gegen die junge evangelische Kirche erhöht. Die Katholiken wußten sich überdies zur Förderung ihrer Bestrebungen den Beistand der Kaiser zu verschaffen. Das österreichische Kaiserhaus fürchtete, daß in den protestantischen Ländern mächtige und selbstständige Fürsten vielleicht als künftige Nebenbuhler der kaiserlichen Macht aufstehen könnten, deshalb unterstützten die Kaiser überall im deutschen Reiche die Bestrebungen der katholischen Partei. Zum Schutz gegen alle Beeinträchtigung waren nun die Protestanten zu der sogenannten *Union* zusammengetreten; aber auch hier machte sich die leidige Spaltung wieder geltend. Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz stand an der Spitze des Bundes, die Mitglieder desselben aber waren theils nachlässig, theils eifersüchtig auf diesen Führer, weil er dem calvinistischen Bekenntniß angehörte, der lutherische Kurfürst von Sachsen hielt es sogar geradezu mit dem Kaiser. Die katholische *Liga* dagegen stand unter dem Herzog Maximilian von Baiern fest zusammen und hatte ihr Ziel, die Unterdrückung des Protestantismus, sicher im Auge: sie war nicht unbedingt für den Kaiser, sondern nur insoweit dieser sich bereit zeigte, ihre katholischen Zwecke zu fördern. Nöthigen Falls trat sie für diese Zwecke auch selbstständig und unabhängig von des Kaisers Willen auf. So standen die katholische und protestantische Partei kampfgewüstet gegen einander, und es bedurfte nur eines Anlasses, um den lange vorbereiteten, unseligen Krieg durch ganz Deutschland zu entzünden.

Ausbruch des Krieges in Böhmen. In den habsburgischen Erbländern, zunächst in Böhmen, wurde dieser Anlaß gegeben. Schon Kaiser Mathias hatte sich die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen gegen die Protestanten in Schlesien und Böhmen erlaubt; noch schlimmer aber wurde die Lage derselben, als Ferdinand von Steiermark 1617 zum König von Böhmen ernannt wurde. Ferdinand war aus vollster Ueberzeugung Katholik und von ernstem Eifer für seine Kirche beseelt: er hielt es für Gewissenssache, die Protestanten wieder in den Schooß derselben zurückzuführen, und es wurde daher den fanatischen Geistlichen, welche ihn leiteten, nicht schwer, ihn zu den strengsten Maßregeln Behufs der Ausrottung des Protestantismus zu bewegen.

Die Verfolgungssucht Ferdinand's und seiner Rätthe trieb die protestantischen Stände Böhmens zum Aufstand: die kaiserlichen Statthalter Slavata, Martinik und ihre Genossen wurden in Prag aus den Fenstern der Hofburg gestürzt und an ihre Stelle von den Ständen eine anderweitige Regierung ernannt (1618). Der Kaiser Mathias rüstete nun gegen die Böhmen, welche von den Schlesiern unter dem Markgrafen Johann von Jägerndorf Hülfe erhielten. Ferdinand von Böhmen war inzwischen nach Mathias Tode auch zum Kaiser gewählt worden (1619), die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und den Lausitzen aber erklärten, daß er als ein Feind der Gewissensfreiheit und Eidbrüchiger den Thron nicht behalten könne, und wählten statt seiner den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Anführer der Union, zum König. Sie verbündeten sich mit den protestantischen Ständen in Ober- und Niederösterreich, sowie mit den Ungarn gegen Ferdi-

nand und den Katholicismus. Friedrich von der Pfalz aber, ein schwacher, eitle Mann, verstand es nicht, die bedeutenden Kräfte, welche ihm zu Gebote standen, zu benutzen: er verletzete durch vornehmes, stolzes Wesen die Böhmen, versäumte es, die protestantischen Kriegskräfte zur Zeit zu sammeln, sich mit den Fürsten der Union zu verständigen, während das Haupt der Liga, Maximilian von Baiern, Alles anwendete, um bald mit aller Kraft auftreten zu können. Friedrich war ein Schwiegersohn des Königs Jakob von England, ein Schwager des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, und hoffte auf deren thätige Hülfe; von England aber kamen erst spät und in geringer Zahl die erwarteten Truppen und von Brandenburg geschah nichts zu seiner Unterstützung. Georg Wilhelm zeigte hier von vorn herein sein unentschlossenes Wesen: er hätte gern seinem Schwager und Glaubensgenossen Beistand geleistet, aber durch die Furcht vor dem Kaiser und vor Polen ließ er sich davon abhalten, um so mehr, als seine lutherischen Unterthanen dem pfälzischen Fürsten, als einem Calvinisten, wenig zugethan waren.

Die kaiserlichen Truppen rückten mit denen der Liga nach Böhmen, ehe Friedrich ausreichende Streitkräfte gesammelt hatte, und in der Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde durch Tilly und Maximilian von Baiern der kurzen Herrschaft des böhmischen Königs mit einem Schlage ein Ende gemacht (1620). In Verzweiflung floh er eilig nach Schlesien, wo die Stände bereitwillig beschlossen, ferner zu ihm zu halten und Gut und Blut für ihn einzusetzen; aber bald darauf ging er in feiger Flucht weiter nach Küstrin. Der Markgraf von Jägerndorf allein suchte die Sache der Protestanten noch zu halten, aber er büßte das kühne Unternehmen mit der Reichsacht und mit dem Verlust seines Herzogthums, welches der Kaiser ohne alle Rücksicht auf die Ansprüche Brandenburgs dem Fürsten von Richtenstein übertrug.

Dem Kurfürsten von Brandenburg war die Anwesenheit seines Schwagers, Friedrich von der Pfalz, in Küstrin sehr lästig, theils wegen der Besorgniß vor des Kaisers Zorn, theils wegen der Stimmung seines eigenen Volkes. Denn der Haß gegen die Calvinisten war so groß, daß die Berliner bei der Nachricht von der Prager Schlacht, statt den Nachtheil für die protestantische Sache zu empfinden, in öffentlichen Jubel ausgebrochen waren, und daraus nur den Schluß gezogen hatten, daran sehe man, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe. Dennoch konnte der Kurfürst nicht umhin, seinem Schwager und dessen Gemahlin, der durch ihre Schönheit, aber auch durch ihre Hoffahrt berühmten Königin Elisabeth von Böhmen, welche krank in Küstrin angekommen war, aus Menschlichkeit den Aufenthalt daselbst und bald darauf in Berlin zu gestatten. Durch des Kaisers ernstliche Vermahnungen sah er sich jedoch bald veranlaßt, seinem Schwager zu erklären, daß er ihn, ohne seiner eigenen Lande und Leute Verderben, nicht länger Schutz gewähren könne, worauf Friedrich nach Dänemark flüchtete. Das Volk jubelte über seine Entfernung, und als es einmal hieß, er solle wiederkehren, hörte man die Aeußerung: „Der Bettelkönig möge nur wiederkommen, man würde ihm die Thore vor der Nase zumachen.“

Die dänische Periode des Krieges. Kaiser Ferdinand hatte nun seine Erbländer wieder völlig unterworfen, und der erste Anlaß zum Kriege war durch die siegreiche Gewalt beseitigt; aber der Frieden konnte nicht eintreten,

weil der Kaiser, durch den ersten Sieg ermuthigt, um so rücksichtsloser gegen die Protestanten auftrat. In seinen Erbländern wurden sie auf die schwerste Weise verfolgt und unterdrückt, und zugleich that der Kaiser einen Schritt, welcher das Uebergewicht der Katholiken im deutschen Reiche sichern sollte: er übertrug die Kurwürde, welche bis dahin die protestantischen Fürsten der Pfalz gehabt, auf den katholischen Herzog von Baiern, Maximilian, so daß jetzt unter den sieben Kurfürsten des Reiches nur noch zwei protestantische, Brandenburg und Sachsen, übrig blieben. Ueberhaupt trat nun das Bestreben des Kaisers und der Katholiken, die katholische Kirche und die alten Reichsverhältnisse wieder in volle Geltung einzusetzen, zu deutlich hervor, als daß sich nicht die Protestanten in Deutschland bald kräftiger als vorher hätten erheben sollen.

Zunächst freilich wurde die protestantische Sache nur noch von einzelnen kühnen Heerführern, besonders vom ritterlichen Grafen Mansfeld und von dem jungen, kühnen Herzog Christian von Braunschweig geführt, welcher begeistert von den Reizen der unglücklichen Königin Elisabeth von Böhmen ihren Handschuh auf seinen Hut heftete und gelobte, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er die flüchtige Fürstin wieder auf den böhmischen Thron zurückgeführt hätte. Aber er, wie Mansfeld vermochten den Waffen Tilly's und der mit dem Kaiser verbündeten Spanier nicht zu widerstehen, und Ferdinand hätte bald ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen, wenn nicht jetzt fremde Fürsten der Sache des Protestantismus zu Hülfe gekommen wären. In England, Dänemark und Schweden trieb das Interesse des Protestantismus dazu, die Reformation in Deutschland nicht unterdrücken zu lassen. Gleichzeitig waren auch die französischen Staatsmänner, besonders der Cardinal Richelieu, obwohl er in Frankreich selbst die Protestanten zu vernichten strebte, doch bereit, dieselben in Deutschland zu unterstützen, um das österreichische Haus nicht zu einer drohenden Uebermacht gelangen zu lassen.

Zuerst trat der König Christian IV. von Dänemark thätig auf den deutschen Kriegsschauplatz; auch Gustav Adolph von Schweden hatte den Protestanten bereits seinen Beistand angetragen, und schlug ein Bündniß aller evangelischen Staaten vor, aber Christian war sein persönlicher Feind und wollte nicht mit ihm gemeinschaftlich handeln. So wurde denn der Dänenkönig allein von England mit Geld unterstützt und von deutschen Staaten, welche noch für die evangelische Sache im Felde standen, zum Kreisobersten und Befehlshaber ernannt. Dem Kaiser dagegen, welcher sich in seinen weiteren Schritten von der katholischen Liga und deren Feldherrn unabhängig machen wollte, erbot sich gerade damals der reiche, ehrgeizige und hochstrebende Albrecht von Wallenstein, ein eigenes Heer für ihn anzuwerben.

In der hiermit beginnenden dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges wurde es für Georg Wilhelm von Brandenburg immer dringender, auch seinerseits zu einem Entschlusse zu kommen, welcher Seite er sich in dem großen Kampfe anschließen wollte: schon lagen die Heere des Kaisers und der Liga an den Grenzen seiner Länder, schon waren Kosakenbanden, welche der König von Polen dem Tilly zu Hülfe schickte, zum Schrecken der Märker wild hausend durch das Land gezogen, nun wurde auch von Norden

her durch die dänischen Kriegszüge das brandenburgische Land berührt. Georg Wilhelm war jedoch zu unselbstständig, um in dieser schwierigen Lage einen Entschluß nach eigener Meinung zu fassen: er schwankte zwischen seinen Rätthen hin und her, unter denen gerade einer, auf welchen das Land mit Mißtrauen blickte, bei ihm besonderes Ansehen genoß.

Graf Adam von Schwarzenberg, Sohn eines rühmlichst bekannten kaiserlichen Feldherrn, war im Cleveschen geboren. Obgleich Katholik hatte er sich beim Ausbruche des jülichischen Erbstreites sofort für Brandenburg erklärt und war bald darauf als kurfürstlicher Geheimrath in Johann Sigismund's Dienste getreten. Georg Wilhelm gab ihm das Zeugniß, „daß er dem kurfürstlichen Hause in den jülichischen Landen von Anfang an mit solcher Treue und Bestand gedient habe, daß der Kurfürst von seinen Bemühungen in vielen Wegen Gutes und merkliches Frommen gehabt.“ Dreißig Jahre hindurch verwaltete er unter Johann Sigismund und dessen Sohn die jülichischen Lande mit großem Geschick, und wurde deshalb von Georg Wilhelm auch zu anderen wichtigen Staatsangelegenheiten zugezogen. Nach und nach gewann sein Rath in allen Dingen das größte Uebergewicht, und trotz der Eifersucht der übrigen Rätthe wußte er sich in dieser Stellung unangefochten zu behaupten. Gewiß aber war es ein Uebelstand, daß gerade damals ein Katholik auf die brandenburgischen Angelegenheiten und auf den so schwachen Fürsten den hauptsächlichsten Einfluß ausübte, welcher an und für sich schon zur Unterstützung der protestantischen Sache wenig geneigt war.

Man hat dem katholischen Minister alles Unheil, welches bald darauf über das Land gekommen, zur Last gelegt; er habe heimlich im Solde Oesterreichs gestanden und zugleich als Katholik absichtlich Preußen ins Verderben zu bringen gesucht: die genauen Untersuchungen seines Lebens haben der Ansicht Raum geschafft, daß diese Anschuldigungen zu hart sind, und daß er wohl wirklich gemeint haben mag, daß für Brandenburg ein Anlehnen an den Kaiser vortheilhafter sei. Wenigstens hat er diese Meinung immer ganz offen bekannt und darin bei seinem fürstlichen Herrn meistens Billigung gefunden. Sicher ist freilich, daß er seine Stellung in jeder Beziehung zur Vergrößerung seines Vermögens benutzte und deshalb auch Geschenken fremder Fürsten leicht zugänglich war. Da ist denn gewiß von Seiten des Kaisers und der Katholiken nichts verabsäumt worden, um durch freigebige Geschenke seinen Eifer für ihre Sache noch mehr anzuspornen.

Georg Wilhelm's Schwanken; Heimsuchung der Marken. Das größte Unglück für die Mark war, daß Georg Wilhelm selbst überhaupt zu keinem Entschlusse kommen konnte: da nämlich die übrigen Rätthe außer Schwarzenberg sich für die protestantische Sache aussprachen, so entschied er sich weder für die eine, noch für die andere Seite, sondern wollte parteilos zwischen den kriegführenden Mächten bleiben. Dazu wäre nöthig gewesen, wenigstens ein bedeutendes Söldnerheer aufzustellen, um die Einfälle beider Parteien kräftig abzuwehren, aber der Kurfürst vermochte das Geld hierzu nicht aufzubringen, und so wurden die Marken, obgleich sie sich am Kriege nicht betheiligten, doch bald der Schauplatz räuberischer Anfälle von katholischer, wie von protestantischer Seite.

Christian IV. wollte den Kampf in die österreichischen Länder versetzen,

dazu sollte ein Heer durch Brandenburg nach Schlesien dringen. Um die Parteilosigkeit Brandenburgs kümmerte man sich nicht: „Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich,“ sagten die Feldherren, und erzwangen von den armen Märkern Alles, was sie für ihre Heere brauchten. Die Söldner wirthschafeten ärger, als Räuberbanden. Als die Stadt Nauen sich weigerte, solches Raubgesindel aufzunehmen, wurde die Brandsackel in dieselbe geworfen und der Ort ging in Flammen auf. Gleich nach den Dänen rückte Wallenstein im Sturme herbei und hauste ganz ebenso im Lande. Vergeblich rief Georg Wilhelm Abel und Städte auf, sich den Räubereien gemeinschaftlich zu widersetzen; die wilden Kriegshaufen wurden dadurch nur zu noch größeren Gewaltthaten gereizt.

Die kaiserlichen Waffen errangen große Vortheile: Wallenstein besiegte das protestantische Heer in Schlesien, ebenso unterlag der König von Dänemark bei Lutter am Barenberge der Kriegskunst Tilly's (1624).

Georg Wilhelm wurde jetzt mehr und mehr geneigt, sich nach Graf Schwarzenberg's Rathe dem Kaiser offen anzuschließen, besonders die schlimme Behandlung der Mark durch die Mansfeldschen und dänischen Schaaren hatte ihn sehr erbittert.

Zwar drang Gustav Adolph von Schweden, welcher eben wieder mit Polen in Kampf gerathen war, in den Kurfürsten, daß er sich für ihn und zugleich für die Sache der Protestanten erklären möchte, aber er verletzte zugleich durch eigenmächtiges Auftreten in Preußen Georg Wilhelm's Empfindlichkeit. Der Schwedenkönig wollte mit seinem Heere gern auf dem nächsten Wege nach Polen ziehen, landete deshalb an der preußischen Küste, setzte sich bei Pillau auf dem Gebiete des Kurfürsten fest und verhandelte über den Durchzug mit den preußischen Ständen, ohne nach dem Landesherrn viel zu fragen. Alle Städte, welche ihm nicht gelobten, parteilos zu bleiben, wurden besetzt, und der fremde Fürst schaltete in Preußen, als wäre es ein herrenloses Land. Tief gekränkt durch ein solches Verfahren, ließ der Kurfürst seinem Unwillen freien Lauf und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, sich an den Kaiser anzuschließen. „Das sind die großen Hoffnungen,“ sagte er, „die man mir von Schweden gemacht. Man nimmt mir Pillau, und das soll Freundschaft sein und die gemeine Sache befördern heißen. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren? Sitze ich so stille und sehe meinem Unglücke zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß der Kaiser es mit mir werde ärger machen, als dieser. Und weil er bis dato nichts gegen mich gethan, so muß ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz still sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn, und bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde. Also sehe ich nichts Anderes, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen in der Zeit, da ich noch Etwas habe.“

Ungeachtet solcher Ueberlegung kam aber der Kurfürst noch zu keinem Entschlusse. Von Gustav Adolph in Preußen gedrängt, versprach er Partei-

losigkeit, ließ sich aber gleich darauf durch des Kaisers Drohungen wieder gegen die Schweden bestimmen. Durch solches Schwanken vermehrte er die unglückliche Lage des Herzogthums Preußen, welches nach einander von den Schweden und von den Polen bedrückt wurde, bis endlich durch englische und französische Vermittelung ein Frieden zwischen den beiden kriegsführenden Mächten zu Stande kam. Georg Wilhelm suchte sich inzwischen doch mit dem Kaiser zu verständigen und befahl, die Dänen aus dem Lande zu vertreiben, wogegen er die kaiserlichen Heere durch Lieferungen von Lebensmitteln unterstützte. Die Bewohner der Mark aber mußten die neue Freundschaft bald härter empfinden, als die früheren Bedrückungen; denn das Land wurde durch die Anforderungen der Wallensteinischen Truppen aufs Aeußerste erschöpft. Wie der Kurfürst später selbst an den Kaiser berichtete, wurde „von den Kaiserlichen in den Marken gar übel gehaust.“ Das Land mußte die große Menge fremder Krieger nicht bloß beköstigen, sondern auch besolden, und dabei erpreßten die Befehlshaber und die Soldaten nebenher noch so viel sie konnten. Montecuculi, der in der Neumark stand, ließ sich monatlich für sein Kriegsvolk 30,000 Gulden, für seine Tafel allein 12,000 Gulden und für jeden seiner Obersten 600 Gulden zahlen, und dabei mußten ihm die Stände noch ein Zeugniß ausstellen, daß er es milde und gnädig mit dem Lande gehalten. Unter dreißig bis sechszig Schüsseln täglich hielt er keinen Mittagstisch. Den Bauern wurden Kleider, Stiefeln, Geld weggenommen, und wenn sie sich weigerten, schlug man sie todt. Aehnlich ging es in allen anderen Landestheilen; der Schaden des ganzen Landes bloß an Abgaben wurde auf zwanzig Millionen berechnet. Dazu noch die rohe Gewaltthätigkeit des wilden Kriegsvolkes. Allenthalben begegnete man niedergebrannten, ausgeplünderten oder verlassenen Dörfern; auch in den Städten standen bereits viele Häuser leer, und selbst die Rittersitze waren so verwüstet, daß viele Edelleute sich nicht anders zu helfen wußten, als selbst im Heere des Kaisers Dienste zu nehmen.

Siege der katholischen Partei; drohende Unterdrückung des Protestantismus. Wallenstein trieb den König von Dänemark immer weiter aus Deutschland zurück, bemächtigte sich Holsteins, Schleswigs und Jütlands, und Christian mußte sich auf seine Inseln flüchten. Bald war in ganz Deutschland kein Widerstand mehr gegen den Kaiser, dessen gewaltiger Feldherr sich mit hunderttausend Mann in Norddeutschland ausbreitete und die Ostsee zu beherrschen suchte. Jetzt aber ließ sich auch bald erkennen, was die evangelischen Fürsten zu erwarten hätten, wenn erst des Kaisers Macht neu befestigt wäre: an den Herzögen von Mecklenburg wurde zuerst ein schreckendes Beispiel aufgestellt. Weil sie Werbungen für Gustav Adolph in ihrem Lande gestattet hatten, wurden sie als „ungehorsame Reichsfürsten“ für abgesetzt erklärt und ihr Fürstenthum dem ehrgeizigen Wallenstein gegeben (1629). Die weitgreifenden Pläne des Kaisers traten immer klarer hervor: Ferdinand wollte durch Unterdrückung der deutschen Reichsfürsten das deutsche Kaiserthum zu einer erblichen und unumschränkten Herrschaft machen, was die großen Kaiser aus dem hohentausischen Hause vergeblich versucht hatten; vor Allem aber sollte der Protestantismus wieder ausgerottet werden. In den österröischen Ländern war hierin durch List und Gewalt schon ein erfolgreicher Anfang gemacht; jetzt ging man auch im übrigen Deutschland ans Werk.

Im Jahre 1629 erließ Ferdinand das sogenannte Restitutionsedict, nach welchem alles in Folge der Reformation eingezogene frühere Kirchengut der katholischen Kirche wieder zufallen sollte. Alle von den Protestanten seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen sollten wieder herausgegeben werden. Gleichzeitig erklärte der Kaiser, daß an den Wohlthaten des Augsburgischen Religionsfriedens nur die Bekenner der unveränderten Augsburgischen Confession, also nicht die Reformirten, Theil haben sollten.

Der Kurfürst von Brandenburg selbst war durch das Edict in seinem Besitze bedroht; denn die Bisthümer Lebus und Havelberg, sowie Magdeburg, wo sein Oheim Bisthums-Administrator war, gehörten zu den einzu ziehenden Gütern. Schon wurde in der nächsten Nachbarschaft der kaiserliche Befehl überall mit aller Strenge vollzogen. Georg Wilhelm war aber zu schwach und sein Land zu erschöpft, als daß hier ein erheblicher Widerstand gegen das Edict zu erwarten gewesen wäre. Zu spät erkannte jetzt der Fürst und die Unterthanen, daß es sich um das Bestehen ihrer Kirche selbst handelte, und daß es wirklich die gemeinsame Sache der Protestanten war, zu deren Vertheidigung sie wiederholt aufgerufen worden waren, die sie aber leichtsinnig im Stiche gelassen hatten.

Das ganze protestantische Deutschland sah sich mit Schrecken vom Untergange bedroht; unter den deutschen Fürsten war keiner, der es zu retten die Kraft und den Muth hatte. Aber schon hatte ein fremder Fürst zur Rettung Deutschlands und des Protestantismus die Waffen ergriffen und kam herbei, die drohende Uebermacht des Kaisers wieder zu erschüttern. Gustav Adolph, der Schwedenkönig, erschien an Pommerns Küste (1630). Die Oesterreicher, durch ihre Erfolge übermüthig gemacht, spotteten des kühnen Beginmens. „Da haben wir halt wieder a neues Feindl bekommen,“ soll Ferdinand lachend ausgerufen haben; Tilly freilich, welcher des Schweden Kriegstüchtigkeit besser zu schätzen wußte, sagte: Der Schwede sei wohl ein ganzer Feind, denn er sei ein rechter Kriegsmann, doch meinten die Oesterreicher, der nordische „Schneekönig“ werde an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald zusammenschmelzen.

Gustav Adolph ein christlicher Held. Der Schwedenkönig war in der Blüthe des Mannesalters, als er zur Rettung Deutschlands herbeizog: er zählte kaum sechs und dreißig Jahre. Sein hoher Wuchs überragte um Haupteslänge die Reihen seiner Krieger. Um die hochgewölbte königliche Stirn floß milbernd das goldgelbe Haar und in dem blauen und doch feurigen Blicke vereinigte sich in seltener Weise der Ausdruck der Hoheit und Milde, des Ernstes und der Freundlichkeit. Dieser Ausdruck entsprach in der That seinem ganzen Wesen. Er war ein gewaltiger Feldherr voll Muth, Uner schrockenheit und Entschlossenheit, aber dabei war er freundlich und herablassend gegen den Geringsten, seine wohlklingende Rede drang leicht gewinnend zum Herzen, und seine Soldaten waren ihm nicht nur ergeben, sondern sie liebten ihn. Gustav Adolph war vor Allem ein christlicher Held, ungeheuchelt und demüthig fromm, rein und einfach in seinen Sitten: er begann Nichts, ohne im Gebete den Segen Gottes erfleht zu haben, und denselben Geist der Demuth und des Gottvertrauens wußte er auch seinem Heere mit-

zutheilen. Durch diesen christlichen Geiz und durch die innere Kraft, welche dieselbe verleiht, war sein Heer ausgezeichnet vor den rohen, wüsten Söldnerhaufen, welche Deutschland verwüsteten: das Heer zeigte sich, so lange Gustav lebte, des edeln Gedankens würdig, welchen der große Führer in seiner Brust trug. Nicht um gewöhnlichen Ehrgeizes willen, nicht zur Eroberung blos war Gustav zu dem gewagten Kampfe auf fremdem Boden ausgezogen, obgleich ihm Ehrgeiz und Eroberungslust nicht fremd waren; allerdings hoffte der Schwedenkönig auch für sein Land Vortheile in Deutschland zu erringen, besonders war auf die Küste der Ostsee sein Augenmerk gerichtet, allerdings faßte er im weiteren Verlaufe seiner Heldenbahn selbst den Plan, die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, und so ein protestantisches Kaiserthum zu gründen, — aber was ihn vor Allem hinaustrieb, das war die Begeisterung für die reine evangelische Lehre, der er im wahren Glauben ergeben war, und die er in Deutschland vor dem drohenden Untergange bewahren wollte. Mit tiefer Bekümmerniß sah er, wie die protestantische Kirche durch das siegreiche Vordringen des österreichischen Hauses und durch die Schwäche der evangelischen Fürsten immer ärger gefährdet war, und er fühlte sich durch Gott berufen, dieselbe zu schützen. Wiederholt hatte er den deutschen Protestanten die Hand zum Bunde geboten, jetzt, wo die Gefahr des Unterganges schon sichtlich hereingebrochen, zog er voll Gottvertrauen aus, um das große Werk der Rettung allein zu beginnen; und auf des Kanzlers Orenstierna vorsichtige Bedenken erwiederte er: „Es ist eines Königs Pflicht, dem großen Beherrscher der Könige ohne Murren zu gehorchen.“

Auf der kleinen Insel Rügen bei Rügen an Pommerns Küste landete der fromme Held mit seinem Heere von nur 15,000 Mann (1630). Als er den deutschen Boden betreten, fiel er auf die Kniee, Gott für die glückliche Ueberfahrt zu danken und Seinen weiteren Beistand zu ersuchen. Thränen der Rührung füllten die Augen der Krieger bei diesem erhabenen Anblicke; der König aber, sich erhebend, sprach: „Weinet nicht, Freunde, sondern betet! Je mehr Betens, je mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten.“

Des Königs erstes Vordringen; erzwungenes Bündniß Georg Wilhelm's mit den Schweden; Magdeburg's Fall durch Tilly. Gustav Adolph bemächtigte sich in Eile der Insel Usedom und der Odermündungen und vertrieb, ohne viel Widerstand zu finden, allenthalben die kaiserlichen Besatzungen. Des Kaisers bedeutendster Feldherr, der große Wallenstein, war kurz vorher von seiner gewaltigen Höhe herabgestürzt worden; Neid, Eifersucht und gerechte Klagen über seine Willkür hatten sich vereinigt, um vom Kaiser seine Absetzung zu verlangen. Statt seiner standen dem hereinbringenden nordischen Feinde nur schwache Feldherren gegenüber, welche seinen entschlossenen Lauf nicht aufzuhalten vermochten. Den Herzog von Pommern, welchem er verkündete, er sei gekommen, vielen Tausend bedrängten Christen Rettung zu bringen, wußte er sich zuerst zu verbinden, wobei er freilich auch gleich Anstalten traf, das schöne Küstenland, auf welches Brandenburg Erbansprüche hatte, für Schweden zu erwerben. Des Königs Heer vermehrte sich durch nachgekommene Truppen und durch deutsche Ueberläufer bald bis auf 30,000 Mann und in Kurzem waren die Kaiserlichen, welche ihren Weg

durch die blutigsten Schandthaten besleckten, aus ganz Pommern vertrieben. Inzwischen hatte Gustav ein Bündniß mit Frankreich auf fünf Jahre geschlossen, und erhielt von dort jährlich 400,000 Thaler Hülfsgelder. Solche Unterstützung that dem Könige Noth, da er es verschmähte, seine Truppen, wie Wallenstein, durch Plünderung und Vedrückung des armen Landmannes zu erhalten, und da die evangelischen Fürsten in Deutschland sich noch nicht geneigt zeigten, sich mit ihm zu verbinden.

Georg Wilhelm von Brandenburg war der erste, an dessen Bündnisse dem Schwedenkönige jetzt gelegen sein mußte, aber wir wissen bereits, daß der Kurfürst sich scheute, mit dem Kaiser zu brechen; zudem war er dem Schwedenkönige abgeneigt und durch dessen Anspruch an Pommern neuerdings aufgereizt. So wies er denn alle Anträge Gustav's ohne Weiteres zurück und traf Anstalten, sich gegen den Einbruch der Schweden zu vertheidigen, während seine angeblichen Freunde, die Kaiserlichen, nichtsdestoweniger entschlossen in den Marken haupften. Gustav Adolph drang darauf in die Neumark ein und trieb die Truppen des Kaisers vor sich her; der Weg nach Schlesien und nach Oesterreich lag ihm offen, da kam die Kunde von dem drohenden Falle Magdeburgs. Diese alte heldenmüthige Stadt hatte sich zuerst mit den Schweden verbündet, um den Gewaltthatigkeiten des Kaisers Widerstand zu leisten; an ihr wollte der finstere, grausame Tilly nun ein warnendes Beispiel aufstellen, um alle Stände des Reiches vor ähnlichen Widerseßlichkeiten zurückzuschrecken. In Gemeinschaft mit dem General Pappenheim belagerte er die Stadt, und ihr Untergang war unvermeidlich, wenn Gustav nicht schleunig zur Rettung herbeieilte. Er versprach in drei Wochen Hülfе zu bringen, nur so lange sollte sich die Stadt noch zu halten suchen. Er konnte nämlich nicht nach Magdeburg eilen, so lange die Staaten in seinem Rücken, Brandenburg und Sachsen, ihm feindlich blieben, weil er alsdann im Fall des Mißlingens seines Unternehmens den freien Rückzug durch jene Länder nicht hätte hoffen können. Zwar traten die protestantischen Fürsten, unter ihnen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, in Leipzig zusammen, um über ihr weiteres Verhalten zu berathen, aber sie begnügten sich, gemeinsame Beschwerden beim Kaiser über die Willkür seiner Generale zu erheben, zu einem Bündniß mit Gustav Adolph aber entschlossen sie sich nicht. So blieb denn diesem nichts übrig, als das Bündniß zu erzwingen. Er schrieb an Georg Wilhelm, stellte ihm die Gefahr Magdeburgs vor und verlangte die Festungen Spandau und Küstrin; da seine Anträge zurückgewiesen wurden, rückte er vor Berlin. Der Kurfürst schwankte hin und her und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gustav Adolph wurde nicht müde in Bitten und Vorstellungen: „Ich will Magdeburg entsetzen,“ sagte er, „nicht mir, sondern euch Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so ziehe ich von hier stracks wieder zurück und biete dem Kaiser einen Vergleich an; ich weiß, er wird ihn eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngsten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr Nichts bei dem Evangelio habt thun wollen; es wird euch auch hier vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe davon, so sehet zu, wie es euch gehen wird.“ Endlich gelang es, den Kurfürsten zu bestimmen, daß er Spandau durch fünfhundert Schweden besetzen ließ. Gustav rückte nun weiter auf Magdeburg zu, aber als er mit dem Kurfürst von Sachsen

noch über den Durchzug durch dessen Land verhandelte, kam die entsetzliche Trauerbotschaft von Magdeburgs Erstürmung und Zerstörung.

Magdeburg war von Tilly mit vierzigtausend Mann eng eingeschlossen; eine Schanze nach der andern wurde von den Kaiserlichen genommen, während die Besatzung der Festung immer mehr zusammenschmolz. Unter dem muthigen und einsichtigen Schweden Falkenberg widerstand sie tapfer allen Angriffen und wies alle Anträge zur Uebergabe zurück, des baldigen Ersatzes durch Gustav Adolph sehnüchtig harrend. Auf Pappenheim's Rath wurde endlich von den Kaiserlichen ein Sturm in aller Stille vorbereitet und den Soldaten eine dreitägige schonungslose Plünderung des reichen „Kerneftes“ versprochen. In einem Augenblick, wo die getäuschten Einwohner es am wenigsten erwarten konnten, brach das Verderben über sie herein. Die blühende Stadt wurde in wenigen Stunden ein Schauplatz der schändlichsten Greuel, welche jemals von entarteten Horden ausgeübt worden sind: jedes menschliche Gefühl wird empört und tief beschämt bei dem Gedanken an die scheußlichen Frevelthaten, welche in Magdeburg verübt worden. Eine Stunde nach dem Beginn des Mordens und Plünderens wurde der Schrecken durch den Ausbruch einer Feuersbrunst erhöht, welche ungehindert um sich greifen konnte; am Abend lag die ganze alte Stadt bis auf einige alte Fischerhütten und den ehrwürdigen Dom in Asche da, von den 35,000 Einwohnern waren etwa 5000 übrig, alle andern hatten den Tod durch das Schwert, durch qualvolle Martern oder in den Flammen gefunden. Pappenheim meldete ruhmredig dem Kaiser, seit der Eroberung Troja's und Jerusalem's sei keine größere Victoria erfahren und erhört worden, — die wilden Banden der kaiserlichen Feldherrn aber feierten Tage lang mit dem erbeuteten Wein „die Magdeburger Hochzeit.“ (1631.)

Vertrag Gustav Adolph's mit Brandenburg und Sachsen; Sieg bei Leipzig. Als Gustav Adolph das schreckliche Schicksal der heldenmüthigen Stadt erfuhr, gelobte er feierlich, das Schicksal derselben an Tilly zu rächen, und sollte er den „alten Korporal“, wie er ihn nannte, bis an der Welt Enden verfolgen. Vor allen Dingen aber wollte er jetzt der Unterstützung Brandenburgs ganz gewiß sein und rückte vor Berlin, den wieder schwankenden Kurfürsten zur endlichen Entscheidung zu zwingen. Der ernstern Drohung gelang, was die milden Vorstellungen nicht vermocht hatten: Georg Wilhelm bequeme sich endlich zu einem Vertrage, durch welchen er dem Schwedenkönige eine monatliche Hülfe von 30,000 Thaler, sowie die Besetzung von Spandau und Küstrin gewährte. Der Graf Schwarzenberg, welcher auch damals bei seiner Ansicht beharrte, daß es Brandenburg mit dem Kaiser halten müßte, wurde einstweilen vom Hofe entfernt und ging als Gesandter nach Holland, von wo aus er jedoch fortwährend mit Georg Wilhelm in Verbindung blieb.

Auch mit Sachsen kam jetzt ein Vertrag zu Stande, nach welchem Sachsens Truppen, 20,000 Mann stark, zu Gustav's Heere stießen. Tilly hatte sich Leipzigs bemächtigt; da drängte der Kurfürst von Sachsen selbst zur baldigen Schlacht und nach kurzem Bedenken willigte der Schwedenkönig ein. In den Ebenen von Leipzig fand der erste entscheidende Kampf statt. Mit dem Feldgeschrei „Jesus Maria“ und „Gott mit uns“ stürmten die katholischen und die protestantischen Schaaren auf einander ein: zwar hielten die Sachsen den Kaiserlichen nicht Stand, desto tapferer aber schlugen sich die Schweden,

und in ihren Reihen der kühne Herzog Bernhard von Weimar. Der Sieg wurde von den Schweden erfochten, Tilly selbst verwundet nach Halle gebracht. Gustav Adolph fiel nach der blutigen Schlacht vor seinen Truppen auf die Kniee und dankte Gott für den Sieg, dessen freudige Kunde bald in dem ganzen protestantischen Deutschland erscholl (1631).

Mit einem Schlage war des Kaisers drohende Uebermacht und der Zauber, welcher daran haftete, gebrochen: die evangelischen Staaten jauchzten dem Ritter ihres Glaubens zu und ihre Fürsten schlossen sich ihm nun mit freudiger Zuversicht an. In ungehemmtem Siegeszuge eilte er durch Mitteldeutschland nach dem Rheine, um die katholische Liga nicht neue Kräfte sammeln zu lassen, und triumphirend zog er in Frankfurt ein, während Bernhard von Weimar mit Glück Tilly's Schaaren durch Westphalen weiter verfolgte, der sächsische Heerführer von Arnim aber in Böhmen einfiel, die kaiserlichen Haufen zurückschlug und bis Eger vordrang.

Schlacht bei Lützen; Gustav's Tod. Kaiser Ferdinand nahm in dieser tiefen Noth seine Zuflucht wieder zu dem gewaltigen Kriegsmanne, welchen er kurz vorher der Entrüstung Deutschlands und dem Neide seiner Nebenbuhler hatte aufopfern müssen: Wallenstein, welcher seit seiner Entlassung auf seinen reichen Besitzungen mit wahrhaft königlicher Pracht gelebt hatte, des Augenblicks harrend, wo sein Glückstern wieder erscheinen mußte, wurde jetzt fast flehentlich gebeten, mit seinem Einflusse und mit dem Zauber seines Namens dem Kaiser zu Hülfe zu kommen. Unter den stolzeften Bedingungen gab er den kaiserlichen Bitten endlich nach, stellte in Kurzem ein bedeutendes Söldnerheer auf und begann seine neue Laufbahn mit der Wiedereroberung Böhmens.

Gustav Adolph war unterdeß auf seiner Siegesbahn weiter vorgeschritten: vom Rheinstrome wendete er sich gegen Tilly nach Franken zurück. Am Neck ereilte er den greisen Feldherrn, erzwang gegen denselben den Uebergang über den Fluß, und Tilly selbst wurde dabei von einer Kugel tödtlich verwundet. Zu Ingolstadt starb er an der Wunde. Gustav aber eilte weiter durch Baiern, und ließ sich in Nürnberg, Augsburg und München huldigen. Man hatte ihm gerathen, an München Magdeburgs Schicksal zu rächen; aber seinem edeln Sinne widerstrebte solch ein rohes Verfahren. Der stolze Baiernherzog Maximilian, welcher Wallenstein's früheren Sturz vorzüglich herbeigeführt hatte, mußte denselben jetzt flehentlich um Hülfe bitten, und Wallenstein rückte mit seinem Heere von Böhmen nach Baiern herbei. Gustav sah sich mit 19,000 Schweden einem Heere von 50,000 Mann gegenüber: er bezog ein festes Lager bei Nürnberg, ihm gegenüber setzte sich Wallenstein auf dem Altenberge fest und war trotz seiner Uebermacht nicht dazu zu bewegen, eine offene Schlacht anzunehmen. Endlich brach Gustav Adolph mit seinem Heere wieder auf, Wallenstein aber fiel in Sachsen ein, um den Kurfürst zum Abfalle vom schwedischen Bündnisse zu zwingen. Bernhard von Weimar war zu des Kurfürsten Schutz nur mit einem kleinen Heere in der Nähe, aber Gustav eilte schleunigt herbei und bei Lützen traf er auf den mächtigen Feind (16. Nov. 1632). Am frühen Morgen vor der Schlacht sangen die Schweden in ihrem Lager beim Schalle der Trompeten ihre geistlichen Lieder; bald darauf schwang sich der König auf sein muthiges Schlachtroß, betete noch einmal still, und

ritt dann an die Spitze seiner Schaaren: „Nun wollen wir dran!“ rief er, „das wollt der liebe Gott. Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!“ — Im Feuer der Schlacht bringt er zu kühn vor und geräth, irregeleitet durch sein kurzes Gesicht, unter die feindlichen Reiter. Er erhält einen Schuß in den Arm, gleich darauf noch einen in den Rücken und mit dem Angstrufe: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Die feindlichen Reiter eilen über den königlichen Leichnam dahin; das ledige Kopf aber verkündet den Schweden des theuren Fürsten Fall; von Rachedurst entflammt stürzen sie unter Bernhard's von Weimar entschlossener Führung von Neuem in den blutigen Kampf. Auch Pappenheim, der berühmte kaiserliche Reitergeneral fiel, und am Abend war das kaiserliche Heer in Klucht und Verwirrung.

Der Sieg der protestantischen Waffen aber war um einen zu kostbaren Preis erkauft: der Heldenkönig war dahin, den das ganze protestantische Deutschland als seinen rettenden Engel verehrte. Wie ein Donner Schlag ging die Nachricht von seinem Tode durch die deutschen Gauen. Noch als er zur Blügener Schlacht zog, hatte er überall Beweise der innigsten Liebe erhalten. Zu Raumburg hatte ihn das Volk umdrängt, glücklich, nur seine Stiefeln oder sein Kopf zu küssen. Er aber hielt solche abgöttische Verehrung für gotteslästerlich und sagte zu seinem Hosprediger: „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, Gott werde mich wegen der Thorheit des Volkes strafen. Denn hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgott machen? Gott könnte ihnen leicht beweisen, daß ich Nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sei.“

Sein trüber Gedanke war nur allzubald erfüllt worden; trauernd und wie verwaist stand nun das protestantische Deutschland an dem Grabe seines frommen und tapferen Erretters. Es war Niemand da, der sein Werk mit gleicher Kraft hätte hinausführen können.

Zerfall des protestantischen Bündnisses; neues Schwanken Georg Wilhelm's. Zwar blieben die schwedischen Heere in Deutschland, geführt von kühnen und kriegsgeübten Feldherren, und der staatskluge Kanzler Oxenstierna erhielt die Leitung der schwedischen Angelegenheiten im Namen der jungen Königin Christine. Aber alle Klugheit, Beredsamkeit und Festigkeit des ausgezeichneten Mannes reichte nicht hin, um das mühsam zu Stande gebrachte Bündniß der evangelischen Fürsten Deutschlands auch nach dem Tode des großen Königs zu erhalten. Wir haben gesehen, wie schwer es selbst Gustav Adolph geworden war, gerade die bedeutendsten jener Fürsten an sich zu fesseln. Selbst als er auf der höchsten Höhe seines Ruhmes stand, ertrugen es dieselben ungern, einen fremden Fürsten mit solcher Macht in den deutschen Angelegenheiten schalten lassen zu müssen, und nur vor dem Glanze seines königlichen Namens, wie seines ruhmvollen Siegeslaufes hatten sie sich ohne Demüthigung beugen können. Jetzt aber sollten sie sich der Leitung des schwedischen Kanzlers, eines bloßen Beamten, unterwerfen; das ertrug ihr reichsfürstlicher Stolz nicht, und es währte nicht lange, so fiel das kaum begründete Bündniß wieder auseinander. Der Kurfürst von Sachsen war der erste, welcher sich von den Schweden loszusagen gedachte. Georg Wilhelm von Brandenburg blieb fürerst noch der evangelischen Sache getreu, weil es

ihm jetzt am wichtigsten schien, zuerst die Gefahren von Oesterreichs Uebergewicht ganz zu beseitigen.

Die Lützen Schlacht hatte für die Evangelischen nicht so große Vortheile, wie man hätte erwarten sollen, denn die Uneinigkeit zwischen den deutschen und den schwedischen Heerführern ließ es zu keiner rechten Verfolgung der Feinde kommen. Zunächst wurde der Kriegsschauplatz besonders nach Schlesien verlegt, und dies unglückliche Land sah sich nun der fürchterlichsten Behandlung von beiden Seiten, besonders aber durch Wallenstein und den General Gallas ausgesetzt. Die Kaiserlichen hausten „ärger, wie Türken und Heiden,“ keine Gewaltthat, keine Qual war zu schrecklich, daß sie gegen die unglücklichen Schlesier nicht angewandt worden wäre, um sie zum katholischen Bekenntniß zurückzuführen. Die Schlesier flüchteten, wo sie konnten, vor dem anrückenden Feind in die Wälder und Schluchten, und gaben alle ihre Habe preis, wenn sie nur das bloße Leben retten konnten. Zu allem Elend gesellte sich noch die Pest, die an manchen Orten so furchtbar wüthete, daß die Todten haufenweise unbegraben liegen blieben.

Zwar gelang es den vereinigten Sachsen und Schweden noch einmal, die Oberhand in Schlesien zu erlangen, aber schon unterhandelte Sachsen heimlich mit Oesterreich, um sich von den Evangelischen loszumachen, und im Jahre 1635 schloß der Kurfürst Johann Georg den unglückseligen Frieden zu Prag, durch welchen er an der gemeinsamen protestantischen Sache zum Verräther wurde und besonders die Schlesier dem grausamen Feinde völlig preisgab.

Jetzt, wo der älteste Beschützer des Protestantismus unter Deutschlands Fürsten denselben von Neuem im Stiche ließ, wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kurfürst von Brandenburg sich der verlassenen Sache um so lebhafter angenommen und sich als entschiedener Hort des evangelischen Glaubens gezeigt hätte: aber Georg Wilhelm war nicht der Mann, um eine solche Rolle mit kräftigem, zuversichtlichem Bewußtsein zu erfassen, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, daß Preußen unter tüchtigeren Regenten sich als vornehmster protestantischer Staat bewährte. Georg Wilhelm war unentschlossen, ob er dem von Sachsen geschlossenen Frieden beitreten, oder mit den Schweden weiter gegen den Kaiser kämpfen sollte. Graf Schwarzenberg, welcher an den kurfürstlichen Hof zurückgekehrt war, und sich des überwiegendsten Einflusses schnell wieder bemächtigt hatte, war es, der jetzt den schwachen Fürsten dahin vermochte, sich auch seinerseits mit dem Kaiser zu verständigen; Brandenburg trat dem Prager Frieden bei, wogegen der Kaiser demselben den Anfall von Pommern zusicherte (1635).

Brandenburgs Bebrängniß; Georg Wilhelm's Ende. Die brandenburgischen Stände gaben zu dem Frieden ihre Zustimmung, indem sie hofften, daß die Marken nun vor dem Unheil und den Drangsalen bewahrt sein würden, welche der Krieg schon seit Jahren über dieselben gebracht hatte. Aber die Kriegsnoth sollte sich jetzt fast noch schrecklicher erneuern, — Brandenburg wurde immer wieder der Schauplatz wilden Kriegsgetümmels und furchtbarer Verwüstung. Die Schweden setzten unter der ausgezeichneten Führung Baner's den Krieg in Norddeutschland fort, während Herzog Bernhard von Weimar sich in Süddeutschland tapfer behauptete.

Schon im nächsten Jahre (1636) verfolgte Baner die Kaiserlichen von Pommern aus durch die Marken. Fast ein volles Jahr hindurch drängten sich jetzt die feindlichen Heere mit abwechselndem Glücke hin und her, und das unglückliche Land seufzte in tiefem Elende unter dem Fußtritt der wilden Schaaren. Brandenburg war nicht ergiebig genug, um die zahlreichen Truppen so lange Zeit hindurch zu ernähren und der rohe Soldat suchte durch Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art entweder die letzte Habe der armen Landleute zu expressen, oder sich auf viehische Weise an den Schulblosen zu rächen. Man fragte nicht danach, ob man es mit Freunden oder mit Feinden zu thun habe, und die Kaiserlichen gingen mit den unglücklichen Märkern nicht um ein Haar besser um, als die Schweden. Verheerende Seuchen gesellten sich hier, wie überall, zu dem Elend: die Leichen blieben unbegraben vor den Hütten und auf den Straßen liegen und dienten oft den verwildert umherstreifenden Hunden zum Fraße.

Im Jahre 1636 wurde besonders die Hauptstadt Berlin von dem schwedischen General Wrangel hart bedrängt; der Kurfürst hatte sich mit Schwarzenberg und dem Hofe nach der Festung Peitz geflüchtet, aber die Stadt mußte eine schwere Brandschatzung über sich ergehen lassen, an 30,000 Thaler zahlen und eine fast unerschwingliche Menge von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, und Bedürfnissen aller Art aufbringen. Da das baare Geld nicht hinreichte, so mußten die Bürger ihr goldenes und silbernes Geräth mit herbeibringen, welches nach willkürlicher Schätzung für Geldeswerth angenommen wurde. Auch dort kam die Pest hinzu, um die Drangsale der schweren Zeit zu vermehren; sie wüthete so stark, daß im nächsten Jahre beinahe zweihundert Häuser leer standen.

Zu jener Zeit starb Bogislaw XIV., der letzte Herzog von Pommern, und das Land hätte nun ohne Weiteres an Brandenburg fallen müssen; der schwedische Gesandte Steno Bielke aber erklärte den Ständen, er könnte nicht zugeben, daß Schwedens Feinde die Regierung des Herzogthums übernehmen. Georg Wilhelm, hierdurch von Neuem gereizt, verband sich um so entschiedener mit Kaiser Ferdinand III., welcher in demselben Jahre (1637) an die Stelle seines Vaters Ferdinand II. getreten war. Der Kurfürst warb mit kaiserlicher Unterstützung ein Heer von siebentausend Söldnern, und der Krieg wurde mit neuer Kraft gegen die Schweden begonnen. Die Marken und Mecklenburg kamen wieder in die Hände der Kaiserlichen, wogegen die Schweden sich in Pommern behaupteten und dasselbe ganz wie eine schwedische Provinz regierten. Im nächsten Jahre erhielten sie neue Verstärkungen aus Schweden, und Baner drang wieder siegreich in den Marken vor. Alles Elend, was Brandenburg schon erfahren hatte, war nicht mit den Schrecknissen zu vergleichen, welche der jetzige Rückzug der Kaiserlichen über das arme Land brachte. In Städten und Dörfern wurde von denselben schlimmer als je gewüthet, ohne Schonung alle Häuser, Kirchen und selbst die Gräber erbrochen, alles Geräth, was nicht mit fortgeschafft werden konnte, zer schlagen und zerstört, den Einwohnern Noth in die Nasen, Ohren und Hälse gegossen, (was man spottweise den schwedischen Trunk nannte), und durch andere Martern jeder Art Geld expreßt.

Als die Noth in der Mark am höchsten gestiegen war, verließ der Kur-

fürst das unglückliche Land und begab sich nach Preußen (1639). Seine eigenen Kriegersleute aber bedrängten die armen Brandenburger fast eben so schwer, wie die fremden Heere. Der Stadtrath von Berlin sah sich veranlaßt, eine Beschwerde an den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu richten, worin es heißt: Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht. Viele Offiziere müßten unterhalten werden und lebten herrlich, ohne die Mannschaften zu halten, für welche sie Sold in großen Summen zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht betrieben werden könne, alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüste. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Kaze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei wären, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genöthigt würden, zu entlaufen. Die Rathsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Uebrigen wären im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen.

Der Kurprinz vermochte damals solch bitterer Noth noch nicht abzuhelfen, dem Kurfürsten Georg Wilhelm aber fehlte es an der geistigen und sittlichen Kraft, um irgend welche Anstrengungen zur Abwendung der Greuel und Drangsale des unheilvollen Krieges zu machen. Mit neuer Gewalt droheten die Kriegsgefahren über die Mark hereinzubrechen, als — der Kurfürst am **20. November 1640** in Preußen starb und sein einziger Sohn, Friedrich Wilhelm, die Regierung antrat.

Georg Wilhelm ist der einzige hohenzollernsche Fürst, dessen Regierung nur Trübsal über die brandenburgisch-preussischen Lande gebracht hat. Wenn ihm auch die Schwierigkeiten der unglückseligen Zeit, in welcher er das Scepter führte, einigermaßen zur Entschuldigung dienen mögen, so ist doch unverkennbar, daß vor Allem seine eigene Schwäche und der Mangel an Erkenntniß seiner hohen Aufgabe ihn hinderte, die wichtige Rolle zu spielen, zu welcher gerade damals ein brandenburgischer Fürst berufen war. Zum Glück für unser Vaterland ließ die Vorsehung auf diesen schwachen Fürsten einen Mann folgen, dessen kräftiger Geist und Wille das Unheil der vorhergegangenen Zeiten zu tilgen wußte.